

~~Op. M. Kunstf. pag. 381~~

P. O. germ. 929⁷ - 1

Merkel

<36607778260010



<36607778260010

Bayer. Staatsbibliothek

G. M e r k e l' s
s ä m t l i c h e
S c h r i f t e n.

Miscere utile dulci.

Erster Band.

Leipzig und Riga, 1808.
bey Karl Johann Gottfried Hartmann.



I n h a l t
des
e r s t e n B a n d e s.

Johanna die Erste, Königin von Neapel. Eine Biographie	Seite 3
Snitger, ein Bruchstück aus der Geschichte Hamburgs	85
Die Unterhaltung bey dem Punschnapfe	117
Zwey Anekdoten aus J. J. Rousseau's Leben	185
Der Getröstete, ein Märchen	263
Männerstolz vor Fürstenthronen	269

Der Arzt auf dem Ballo	• • •	Seite 283
Herder und Engel	• • •	289
Auch ich war in Arkadien	• : •	299
Jonas und Eudoxia	• • •	319
„Ich sah —“	• • •	327

I n d e x

er s t e r B a n d e s

Lebens- und Charakter-
 Skizzen der Fürstin von Kassel.
 Seite 3
 Einiges aus dem Leben
 des Fürsten von Kassel.
 Seite 117
 Der Fürst von Kassel
 und die Fürstin von Kassel.
 Seite 185
 Der Fürst von Kassel
 und die Fürstin von Kassel.
 Seite 203
 Der Fürst von Kassel
 und die Fürstin von Kassel.
 Seite 261

G. Merkel's
erzählende Schriften.

Erster Band.

Erster Band.

A

G. Merkel's

erzählende Schriften

Erster Band

Erster Band

J o h a n n a d i e E r s t e ,

Königin von Neapel.

Eine Biographie.

(G e s c h r i e b e n 1800.)

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“
sagt Schiller. Der Gedanke ist vielleicht
ein wenig zu stark ausgesprochen: möchte
sich aber jeder Geschichtschreiber die erhab-
ne Wahrheit, die darin liegt, stets gegen-
wärtig erhalten! Möchte er nie vergessen,
dass die Geschichte nicht bloß Lehrerin der
Menschheit, dass sie auch die unbestechli-
che Richterin seyn müsse, zu der das ver-
kannte und unterdrückte Verdienst mit zu-
versichtlicher Hoffnung, — der Bösewicht,
und wären zehnfache Kronen auf sein Haupt
gehäuft, mit Beben empor blicken soll.
Möchte er bedenken, dass die glänzendsten

Gaben durch feile Parteisucht zur Verächtlichkeit herabgewürdigt werden, und wenn ein verkauftes Talent ein unsterbliches Werk hervorbringe, es nur seine Schmach sey, die in demselben ewig lebt. —

Diese Betrachtungen dringen sich unwiderstehlich auf, wenn man, was nur zu oft geschieht, Namen findet, die allgemeinen Abscheu verdienten, und die mit den ausschweifendsten Lobeserhebungen geschmückt, oder andre, die man nur mit Ehrfurcht aussprechen sollte, und die mit jeder Lästerung geschmäht werden, welche Bosheit, Haß und Neid ersinnen konnten.

Auch in der Geschichte, wie in den Begebenheiten selbst, die sie erzählt, hängt das Meiste davon ab, wer das letzte Wort behalte. Siegt der Bösewicht, so hallen die Schmeicheleien seiner Parasiten gewöhnlich noch Jahrhunderte lang fort, und dichten ihm Gröfse an. Erliegt der Tugendhafte und seine Partei; so sucht man seinen Ruhm mit ihm zu tödten, und verhöhnt noch seinen Grabhügel. Einziges Gut, nach welchem mit Leidenschaft zu streben, auch an großen Menschen nur beinahe

Schwachheit ist: Nachruhm! Auch du bist also eine Gabe des taumelnden Zufalls? —

Wenig berühmte Namen sind mit so unermüdlicher Erbitterung gelästert worden, als jener der Königin Johanna der Ersten von Neapel. Man beschuldigt sie des wiederholten Gattenmords, der unersättlichsten Wollustgier, der Ketzerei — der Ketzerei! Diefs Wort lüftet den Schleier. Unzählige Wahnsinnige und Verbrecher drangen mönchische Geschichtschreiber der Welt als Muster von Weisheit und Tugend auf, weil sie gläubig und ihnen gehorsam waren; eben so viel gute, edle Menschen, die dem Joch der Klerisey widerstrebten, schilderten sie als Verworfene. Haben sie sich vielleicht auch hier einer solchen Täuschung unterfangen? — Ich forsche nach, und erstaune über das Resultat, das ich gewinne. Johanna gilt für den Schandfleck ihres Geschlechts, und sie verdient der Stolz desselben zu seyn.

Schon die Hauptmomente ihres Lebens reichen hin, das zu beweisen: denn alle Beschuldigungen, die man gegen sie vorbringt, treffen ihren Privat-Charakter, nicht die Weisheit ihrer Staatsverwaltung. Uebt

rigens sind es nicht ihre Freunde, Costanzo, Summonte und Giannone allein, denen ich folge. Auch ihre Feinde, bis auf den einfältigen Collenuccio herab, hab' ich zu Rathe gezogen, und so kann der Leser strenge Unparteilichkeit von mir erwarten.

Nach dem Tode Carls II., Königs von Neapel, im Jahre 1309, traten aus seiner zahlreichen Nachkommenschaft zwey Bewerber um seine Krone auf: Carobert, König von Ungarn, und Robert, Herzog von Calabrien. Der erste berief sich darauf, daß er Carls Enkel, von dessen ältestem, aber schon früh verstorbenem Sohne, Carl Martel, sey. Der andere war der älteste von Carls noch lebenden Söhnen, und behauptete, der Wille seines Vaters selbst habe ihn zum Nachfolger bestimmt, und das Wohl des Reichs vertrage sich nicht mit der Herrschaft eines fremden Fürsten. Sie legten ihren Streit dem Papste vor, und Clemens V. wählte den Schwächern, der aber schon im Besitz war, zum Lehnsmann seines Stuhles. Er sprach Robert die ganze Verlassenschaft seines Vaters zu, die aus-

ser dem Königreich Neapel noch Piemont, die Provence und das Fürstenthum Forcalquier enthielt.

Sind Kraft und Wille, ein Volk glücklich zu machen, hinlängliche Rechte auf die Regierung desselben, so besaß Robert deren sehr gültige. Er wufste sich gegen die Angriffe seiner ungleich mächtigeren Feinde auf dem Throne zu erhalten, und die Neapolitaner nannten die Periode seiner Regierung lange das goldene Zeitalter ihres Vaterlandes, und dankten ihm mit dem Beynamen des Gültigen. Neapel empfing seine weisesten Gesetze und Einrichtungen von ihm. Neben diesen wird man vielleicht sein Lehrgedicht über die Tugend, das er in italienischen Versen schrieb, vielleicht nicht als einen neuen Lorbeerzweig wollen gelten lassen; aber als ein Beweis seiner Liebe für die schönen Künste und seiner humanen Denkungsart darf folgender Zug nicht übergangen werden. Er schickte zu Petrarca's Dichterkrönung einen eigenen Gesandten ab und liefs sich bey dem unsterblichen Sänger wegen seiner persönlichen Abwesenheit mit seinem Alter entschuldigen.

In seiner Familie war Robert weniger glücklich als in seinem Staate. Sein einziger Sohn, Carl, ein Prinz von sehr glänzenden Eigenschaften, starb (1328). Als Robert diese Trauerbotschaft hörte, rief er seinen anwesenden Baronen zu: „Wehe euch und mir! die Krone ist mir vom Haupte gefallen,“ — eine Aeufserung, die weniger ein Ruf des Schmerzes, als des lebhaften Gefühls war, welchen Gefahren Neapel durch diesen Todesfall wieder ausgesetzt würde. Da Carl nur zwey ganz junge Töchter nachgelassen hatte, war es voraus zu sehen, daß nach Roberts Tode einst ein neuer und vielleicht sehr blutiger Streit um die Krone entstehen müßte.

Wenigstens den mächtigsten Bewerber um dieselbe vom Kampfplatz zu entfernen, oder ihn sogar zum Beschützer seiner Enkelinnen zu machen, schlug Robert die älteste derselben, Johanna, dem Könige von Ungarn zur Gemahlin seines zweyten Sohns Andreas vor. Carobert nahm den Antrag begierig an und brachte selbst den sechsjährigen Prinzen zu der nicht ältern Braut nach Neapel, wo die Verlobung sogleich vollzogen ward.

Robert beschloß sein ruhmvolles Leben mit einer Bemühung, die des Familienhauptes und des weisen Königs gleich würdig war. Er machte es zur Hauptsorge seiner letzten Jahre, seiner Thronfolgerin eine gute Bildung zu geben. Er selbst entwarf den Plan zu Johannens Erziehung, und wachte über die Befolgung desselben. Er ließ sie in den Wissenschaften unterrichten, um die künftige Regentin, aber eben so sorgfältig in den weiblichen Pflichten und Künsten, um die gute Gattin und Mutter zu bilden. Am strengsten wachte man über ihre Moralität, und war so sorgfältig, alles, was damals für unanständig galt, von ihr zu entfernen, daß kein Frauenzimmer vor ihr erscheinen durfte, das sich schminkte oder falsches Haar trug. Ihre Oberhofmeisterin hatte den gemessenen Befehl, ihr öffentlich mit der tiefsten Ehrerbietung zu begegnen, in Geheim aber jede kindische Unbedachtsamkeit, die ihr entwichte, strenge zu rügen. Bei dieser Sorgfalt und Johannens natürlichen Talenten gelang ihre Erziehung vortreflich. Schon in ihrem zwölften Jahre, versichern mehrere Schriftsteller, übertraf sie alle Damen Neapels eben so sehr an Sittlichkeit des Betragens

und an Verstand, als an Schönheit. Auch hing Robert mit der ganzen Wärme! großväterlicher Liebe an ihr. Er war so stolz auf sie, daß jeder fremde Gesandte oder Gelehrte, der an seinem Hofe erschien, zu ihr gehen mußte, sie zu begrüßen und zu bewundern. Ohne Zweifel trug auch dieses dazu bey, ihre Bildung zu vollenden, und ganz Italien erscholl von dem Ruhme der jungen Prinzessin.

Es war weit entfernt, daß Andreas Fortschritte den ihrigen entsprochen hätten. Unter dem Vorwande ihm einen anständigen Hofstaat zu bilden, hatte sein Vater einige Ungarische Edelleute und einen Mönch, gewöhnlich der Bruder Robert genannt, bey ihm zurückgelassen. Diesen Menschen war es sehr leicht, sich des ganzen Geistes eines Prinzen zu bemächtigen, der erst unter ihren Händen zum Knaben und Jünglinge heranwuchs. Sie bedienten sich ihrer Gewalt über ihn, ihm nicht nur die rohen Ungarischen Sitten beyzubringen, sondern ihm die Neapolitanischen verhasst und lächerlich zu machen. Sie lehrten ihn, den Großvater seiner Braut als einen Usurpator ansehen, und seine künftigen Unterthanen verachten; ja, um

ihn einst desto sicherer zu beherrschen, vernachlässigten sie die Bildung seines Verstandes und stürzten ihn in wilde Ausschweifungen, die seinen Geist und seinen Körper zugleich zu Grunde richteten. Mit-ten unter seinem Volk blieb er ihm fremd und wurde bald der Gegenstand der allgemeinen Bekümmernißs und Verachtung. Man glaubte mit Recht, bey seiner Rohheit und seinen Lastern jede Art des Unglücks und der Bedrückung in ihm reifen zu sehen, und Petrarca selbst rief bey Roberts Tode aus *): „der Schmuck unsers Jahrhunderts ist vom Throne gewichen, und die Schmach desselben hat ihn in Andreas bestiegen!“

Mit tiefer Bekümmernißs sah Robert auf seinen Thronfolger, und sein Herz litt nicht nur für das Reich, sondern auch für seine geliebte Enkelin. Die verabredete Heyrath aufzuheben, dazu fehlte dem gebeugten Greise der Muth. Sie ward vollzogen. Um sie jedoch soviel als möglich unschädlich zu machen, liefs er Johann, als der einzigen Thronerbin huldigen, und bestimmte in seinem Testamente, daß Andreas vor seinem 22sten Jahre keinen An-

*) In einem Briefe an Johann Colonna.

theil an der Regierung haben sollte. Des-
sen ungeachtet behauptet man, der Gram
habe das Ende des ehrwürdigen Greises be-
schleuniget. Auch war seine Vorsicht ver-
geblich.

Kaum war Robert (1343) gestorben, als
die Ungarn und ihre Anhänger, Andreas
zugleich mit Johannem als rechtmässigen Mo-
narchen proklamirten und sich der Regierung
bemächtigten, ein Wechsel, den Summo-
te einen Nachtfrost nach einem warmen Fröh-
lingstage nennt. Sofort begann Druck und
Verwirrung in allen Zweigen der Verwaltung.
Die neuen Machthaber verstießen die vorigen
Beamten aus ihren Würden und eigneten sie
sich selber zu; sie begegneten den Prinzen
und Großen mit Härte und Verachtung; sie
beschwerten das Volk mit neuen Schätzun-
gen. Andreas war zu stupid, um ihnen Ein-
halt thun zu wollen, und die sechszehnjäh-
rige Königin, die fast als Gefangene behandelt
wurde, zu furchtsam und zu ohnmächtig
dazu. Um beyde völlig von aller Aufmerk-
samkeit auf die öffentlichen Angelegenheiten
zu entfernen, ordnete der Bruder Robert ei-

ne ununterbrochene Folge von Lustbarkeiten an, zu denen die Schätze verschwendet wurden, welche die lange Sparsamkeit des Verstorbenen gesammelt hatte. Aber indess der rohe Jüngling die Provinzen seines Reiches durchlärmte, und seine unglückliche Gemahlin wider ihren Willen von einem Jagdschloß aufs andere mit sich führte, bereitete sich in Neapel alles zu einem Umschwunge.

In jenen Jahrhunderten, wo die Lehnsvfassung durch ihre Monstrosität selbst sich aufzulösen begann, ohne daß man noch mit der Idee einer bessern Staatsform hinlänglich vertraut geworden war, hing fast in allen Reichen die Gestalt der Regierung von der Einsicht und der Kraft des Regenten ab. War er ein kluger und muthiger Mann, so ward sie monarchisch; war er beschränkten Geistes oder feige, so zerfiel sie sogleich wieder in eine Aristokratie. Robert hatte die königliche Gewalt den Prinzen seines Hauses ehrwürdig und furchtbar zu machen gewußt; als sie dieselbe in feindselige Hände übergehen sahen, hatten sie sich daher fast alle aus Neapel entfernt, und selbst ein großer Theil des Adels war mit dem Prinzen von

Taranto nach Griechenland gegangen. Kaum vernahmen sie aber Andreas Sorglosigkeit, das unbesonnene Verfahren der Ungarn und das schon ziemlich laute Murren des Volks, so kehrten sie zurück und brachten neue Verwirrungen mit, die bald in völlige Anarchie ausarteten. Jeder machte jetzt seinen Plan zur Unabhängigkeit; jeder befestigte seinen Palast, versammelte eine Menge bewaffneter Vasallen um sich und suchte das Volk auf seine Seite zu ziehen. In Kurzem war das königliche Ansehen selbst in der Residenz ohne Einfluß.

Der schlaue Mönch Robert sah die völlige Auflösung desselben herannahen; er fühlte, daß er selbst nothwendig das erste Opfer jeder Explosion werden müßte, und daß der willenlose Knabe, in dessen Namen er herrschte, weit entfernt, ihm Schutz gewähren zu können, mit ihm fallen, oder doch in jeder andern Hand ein eben so lenkbares Werkzeug, wie in der seinigen, seyn würde. Er hielt es also für nothwendig, sich nach einer bedeutenderen Autorität umzuthun, in deren Namen er herrschen könnte.

Carobert, König von Ungarn, war gestorben, und Ludwig, sein ältester Sohn,

ihm gefolgt. Diesem machte der Mönch den Vorschlag, sich Neapels zu bemächtigen. Er schilderte ihm den verwirrten hülflosen Zustand des Reichs und die schwankende Denkungsart des Volkes; er erinnerte ihn, daß ihm, als dem ältesten Enkel Carl Martels, eigentlich auch diese Krone gehöre; er pries ihm endlich die Schönheit der Prinzessin Maria, der Schwester Johannens, und rieth ihm, sie zu heyrathen, um seinem Bruder in jeder Art des Rechts gleich zu kommen. Einem so feurigen, ehrgeizigen Jünglinge mußte ein Antråg dieser Art sehr willkommen seyn; aber Ludwig, sey es nun aus Mißtrauen gegen den Mönch, sey es wirklich aus brüderlicher Liebe, zögerte, bis die Ausführung unmöglich geworden war.

Bei der entschiedenen Unfähigkeit des Andreas, bey der leidenden Rolle, welche die junge Königin noch spielte, und dem lauten Unwillen des Volkes gegen die Ungarn, dachte der Herzog von Durazzo im Stillen darauf, sich Ansprüche auf den Thron zu verschaffen, den man schon als erledigt ansah. Die alte Fürstin von Taranto suchte Johannens Liebe für ihren zweyten Sohn, Ludwig, einzuflößen; aber Carl, Herzog von Durazzo,

griff zu einem kürzern Mittel. Er brach gewaltsam in das neue Castell, entführte die Prinzessin Maria und zwang sie, ihn zu heyrathen. Die Ungarn waren außer sich vor Wuth, und boten alles auf, ihm seine Beute mit List oder Gewalt zu entreißen; aber er war so vorsichtig, daß er ihre Schlingen vermied; seinen Palast hatte er in eine Festung verwandelt und das Volk war auf seiner Seite. Es blieb also nach langem Grolen nichts übrig, als sich wenigstens zum Schein mit ihm zu versöhnen.

Kurz nach diesen Vorgängen erschien unvermuthet der Kardinal Amerikus in Neapel, um der bedrängten Königin als Vormund zu dienen. Er krönte sie (1344) und zwar sie allein, das war aber alles, was er für sie ausrichten konnte. Alle Parteien waren so gegen einander erbittert, und ihr Interesse war so verwickelt, daß er mit der traurigen Ueberzeugung wieder abreiste, nur das Schicksal könne hier einen Ausweg finden.

Johannens Krönung hatte indess den König Ludwig von Ungarn bewogen, nun nicht mehr für sich, sondern für seinen Bruder die Belehnung mit Neapel zu suchen, und zwar nicht für den Gemahl Johannens, son-

dern für den Enkel Carl Martels. Papst Clemens weigerte sich lange; endlich aber siegten Bitten und Geschenke, und ein Legat ging mit der Krönungsbulle für Andreas von Avignon ab.

Diese Nachricht brachte die Gährung in Neapel aufs höchste. Andreas, aufgeblasen von der Aussicht, in kurzem allein zu herrschen, verrieth durch kindische Drohungen die Plane seiner Partei. Er erklärte, daß er gleich nach der Krönung ein schweres Gericht über die Prinzen und Großen werde ergehen lassen. Fürchteten diese ihn auch gerade nicht, so mußte es sie doch äußerst erbittern, durch die Bulle des Papstes alle ihre Plane scheitern zu sehen. Wurde Andreas unter dem erwähnten Titel gekrönt, so konnten Johanna und Maria durch ihre Hand keine Rechte mehr verleihen, und nach seinem Tode war Ludwig rechtmäßiger Erbe. — Es lief die Botschaft ein, der Legat sey zu Gaeta angekommen; nun war keine Zeit mehr zu verlieren. —

Andreas und Johanna machten eine Lustreise nach Aversa. Hier hatten sie sich am 18. September 1345 kaum niedergelegt, als die ungarische Amme des Prinzen in den

königlichen Gemächern über den ihrigen ein heftiges Schreyen und Stampfen und bald darauf einen schweren Fall aus dem Fenster hört. Sie ruft um Hülfe, sie versammelt die Begleiter des Königs. Man eilt in seinen Sprachsaal hinauf: er ist leer; — ans Schlafkabinet: es ist verschlossen. Indem man nach langem Anpochen die Thüre sprengen will, bemerkt man, daß sie von außen verriegelt ist. Man geht hinein, und findet Johanna allein, halb ohne Bewußtseyn und unfähig, anders als durch Händeringen zu antworten. Man stürzt fort in den Garten: hier liegt Andreas, mit einer goldnen Schnur erwürgt. Man hebt ihn auf, man trägt ihn in eine benachbarte Kirche und flieht sogleich nach Neapel, wo sich die Ungarn, aus Furcht vom Volke zerrissen zu werden, in ihren Häusern verschließen.

Alles, was Johanna von dem Vorgange wußte, war, daß man ihren Gemahl von ihrer Seite aus dem Bette gerufen, weil der Bruder Robert ihm wichtige Nachrichten aus Neapel mitzutheilen habe, daß man gleich hernach ihre Thüre verriegelt und sich auf dem Saale ein großes Geschrey er-

hoben, bey dem sie in Ohnmacht gefallen. Späterhin erfuhr man, daß die Mörder den unglücklichen Jüngling an ein Fensterkreuz gehenkt und dann die Schnur abgeschnitten hatten, um seinen Leichnam im Garten zu verscharren, aber der entstandene Lärm hatte sie verscheucht. Als der Morgen angebrochen war und Johanna ihre Besonnenheit wieder erlangt hatte, fand sie sich von ihrem ganzen Hofstaate verlassen. Was blieb der achtzehnjährigen hülflosen Wittwe übrig, als gleichfalls nach Neapel zu gehen, und dort, in ihrem Palaste verschlossen, mit Zittern zu erwarten, welche Wendung die Angelegenheiten nehmen würden.

Sie fand die Hauptstadt schon in der furchtbarsten Zerrüttung. Da die Ungarn, welche die meisten Würden inne hatten, zu furchtsam waren, sich nur sehen zu lassen, hörte alle Verwaltung auf, und jedermann überliefs sich seiner ganzen Wildheit. Das Volk, immer schwankend in seiner Gesinnung, wehklagte laut über den Tod eines Fürsten, dessen Namen es noch den Tag vorher nur mit Verwünschungen ausgesprochen hatte, und forderte stürmend

Rache für die That. Diese unerwartete Stimmung, verbunden mit der geheimen Angst, die jedes begangene Verbrechen bestraft, scheint die Anstifter des Mordes so aus der Fassung gebracht zu haben, daß sie alle beabsichtigte Vorthelle vergaßen. Sie bemühten sich nur, den Verdacht von sich abzuwälzen. Die Großen beschuldigten einander mit Bitterkeit der Theilnahme an einer Handlung, die im Grunde allen angenehm war. Sie suchten das Volk gegen einander aufzuhetzen, und alles bereitete sich zu einem blutigen Gemetzel.

In dieser traurigen Erwartung gingen endlich am dritten Tage einige Baronen und die angesehensten Bürger der Stadt zu Johannem und baten sie dringend, die Regierung zu übernehmen, ehe die Parteien zum Schlagen kämen, und sich irgend ein Usurpator fände. Nun der Unterstützung gewiß, entschloß sich die Königin dazu und zeigte sogleich, daß ihr bis jetzt nur die Gelegenheit gefehlt hatte, ihre großen Regententalente zu entfalten.

Ihre erste Sorgfalt mußte dahin gehen, die öffentliche Ruhe wieder herzustellen. In dieser Absicht setzte sie alle die Beamten, welche die Ungarn verdrängt hatten, wieder in ihre Stellen ein, erließ strenge Verbote gegen die Aufläufe, und ließ große Schaaren bewaffneter Reuter unaufhörlich durch die Gassen ziehen, um jede Zusammenrottung zu zerstreuen. Diese Mafsregeln thaten die schleunigste Wirkung; denn so ungestüm der Pöbel ist, wenn er keinen Herrn zu haben glaubt, so scheu kehrt er bey dem ersten Auftreten einer Regierung, die Entschlossenheit zeigt, wieder zur Ordnung. Das Gefühl seiner Masse verschwindet, und jeder einzelne bebt in sich selbst zurück.

Sobald die Ruhe hergestellt war, mußte Johanna darauf denken, ihre Ehre gegen eine Beschuldigung zu retten, mit der ihre Feinde sie zu beflecken suchten. Man wußte, daß sie ihren rohen Gemahl nicht geliebt hatte; sie hatte oft Unzufriedenheit über das gewaltthätige Verfahren der Ungarn gezeigt: Ursache genug für die wahren Anstifter des Mordes, sie desselben zu beschuldigen. Der Zustand, in dem man

sie nach jenem schrecklichen Vorfalle fand, die völlige Unentschlossenheit und Hülfslosigkeit, in der sie die ersten Tage nachher zubrachte, hätten hinreichen sollen, jeden Verdacht von ihr zu entfernen; aber bey der Dunkelheit, die noch über der ganzen That lag, folgte der grofse Haufen dem gewöhnlichen Hange, ein Verbrechen demjenigen zuzuschreiben, der zufällig den Vortheil davon zieht. Die erbitterten Ungarn sowohl, als vorzüglich der Herzog von Durazzo verstärkten das Gerücht sorgfältig. Man wird weiterhin sehen, was dieser Prinz für Ursachen dazu hatte.

Johanna fühlte, dafs die Ruhe ihres ganzen künftigen Lebens von der Art abhängen würde, wie sie sich rechtfertigte. Sie übergab daher die Kammerdiener, die in der Nacht der Ermordung den Dienst gehabt hatten, den Gerichten, mit dem Befehl der strengsten Untersuchung, und schickte Gesandten an den Papst und den König von Ungarn, um ihnen den Vorgang zu melden, und sie ihrer Unschuld zu versichern. Den letztern besonders liefs sie um seinen Schutz für sich und ihren kürzlich gebornen Sohn, Carobert, bitten.

Ludwig mochte sie nun für schuldig halten oder nicht, so forderte sein Vorthail, daß sie es scheine. Er antwortete ihr also sehr kurz, aber auf eine Weise, die seine Denkungsart und seine Plane völlig entschleyerte. Er schrieb ihr: „Dein voriges ausschweifendes Leben, dein ehrsüchtiges Beharren in der Regierung, die Verzögerung der Strafe und deine Entschuldigung beweisen, daß du Theilnehmerin seyst an dem Morde deines Gemahls: doch kein Verbrecher entgeht der göttlichen und menschlichen Strafe!“

Der Papst hatte sich milder benommen, obgleich er sich Vorwürfe machte, durch die Verzögerung der Krönungsbulle den Mord veranlaßt zu haben. Er begnügte sich, im Allgemeinen alle Theilnehmer desselben zu excommuniciren, und trug dem Grafen von Andri auf, dem Verhöre der Verbrecher beyzuwohnen. Sich ihrer Unschuld bewußt, machte Johanna keine Einwendung gegen diese Mafsregel; indess hatte sie sie nicht erst erwartet, um Gerechtigkeit zu üben. Die Kammerbedienten, die auf der Folter starben, hatten den Grafen von Terlizzio, einen Bernhard

von Artus, und den Grafen von Evoli, Groß-Seneschall des Reichs, als Vollzieher des Mordes genannt. Der letzte war der Jugendgespieler Johannens, seine Mutter die Amme ihres Vaters gewesen, und beyde genossen ihres vorzüglichen Vertrauens; um desto nothwendiger war es, sie nicht zu schonen. Auch sie lieferte man den Gerichten aus, und sie wurden auf freyem Felde, in Gegenwart der päpstlichen Abgeordneten und des versammelten Volkes gefoltert. Sie gestanden ihre Verschwörung mit den übrigen Genannten, und wurden auf eine schreckliche Weise hingerichtet. Kein Wort ihrer Aussage klagte die Königin an.

Durch diese Strenge schien Johanna sich hinlänglich zu rechtfertigen. Die alte Fürstin von Taranto und der Herzog von Durazzo glaubten also, wahrscheinlich von dem Bewußtseyn ihrer eigenen Schuld getrieben, ihr nicht an Eifer nachgeben zu müssen. Die erste bemächtigte sich Bernhards von Artus und seines alten Vaters, der sie, voll Vertrauen auf ihr Einverständniß mit ihm, in sein Schloß gelassen hatte: beyde starben kurz nachher ohne Ver-

hör im Gefängnisse. Der Herzog nahm den Grafen von Terlizzio und ein Paar andere Angeklagte gefangen und liefs sie, obgleich die Königin ihre Auslieferung forderte, auf einer ihm gehörenden Galeere foltern und hinrichten. Auch ihre Aussage mufs nichts Nachtheiliges für Johanna enthalten haben, da der Herzog, ihr erbitterter Feind, keinen Gebrauch davon machte.

Diese Hinrichtungen hatten die Vollzieher der Unthat aus dem Wege geräumt, ohne die Anstifter derselben zu entdecken. Der König von Ungarn fuhr daher fort, Johannem zu beschuldigen, und rüstete sich zum Kriege. Auf die Nachricht davon hielt Johanna einen grossen Staatsrath. Als die wirksamste Mafsregel zur Vertheidigung, schlug man ihr vor, sich einen zweyten Gemahl zu wählen, der ihren Befehlen Nachdruck und den Rüstungen Lebhaftigkeit verschaffen könnte. Der Fürst von Taranto empfahl ihr seinen jüngern Bruder Ludwig, einen jungen Prinzen von grosser Einsicht und Tapferkeit. Diefs war ein Mittel, wenigstens einen wichtigen Zweig des königlichen Hauses fester an das Interesse des Throns zu knüpfen. Johanna wil-

ligte daher ein, und die Vermählung ward 1346 vollzogen. Ihre Feinde gaben dieß für einen Beweis aus, daß sie schon früher in einem sträflichen Umgange mit dem Prinzen von Taranto gelebt habe, aber sein Benehmen widerlegt sie. Selbst nach der Trauung wurde er noch so sehr von Gewissensbissen wegen seiner zu nahen Verwandtschaft mit der Königin gepeinigt, daß Nikolaus von Acciajuoli ihn fast mit Gewalt an das Bett seiner Gemahlin führen mußte: und das läßt wohl nicht auf eine frühere Liebe schließen.

Dieser Schritt erreichte indess nicht den beabsichtigten Zweck. Statt die öffentlichen Zwistigkeiten zu unterdrücken, entflammte er sie nur noch heftiger. Ludwigs von Taranto Erhebung erregte den Neid aller Großen; jeder machte jetzt ungeheure Forderungen und drohte, wenn sie ihm abgeschlagen würden, zu den Ungarn überzugehen, deren Anhänger sich schon in den Provinzen sammelten. Vor allen war der Herzog von Durazzo unversöhnlich; denn durch diese Heyrath sah er sich eben so weit vom Throne entfernt, als er vor Andreas Ermordung gewesen war. Umsonst

erbot sich die Königin ihn zum Herzoge von Calabrien zu machen: er fuhr fort das Volk aufzuwiegeln, lud den König von Ungarn ein, nach Italien zu kommen, und legte Ludwig bey den Kriegsrüstungen so viele Hindernisse in den Weg, daß nur der kleinste Theil derselben zu Stande gebracht war, als der König von Ungarn 1347 mit einem furchtbaren Heere in Manfredonia landete. Auf die erste Nachricht davon gingen die meisten Großen zu ihm über.

Johanna schien rettungslos verloren. Ohne Heer, mitten unter einem Volke, dem man den schwärzesten Verdacht gegen sie eingeflößt hatte, und das sie daher verabscheute, wie hätte sie einem Fürsten widerstehen sollen, der die Macht eines viel größern Königreichs, als das ihrige war, gegen sie heranzwälzte, und dessen Partey fast alle Großen ihres Reichs schon ergriffen hatten? Gelang es ihren wenigen Anhängern auch, durch beständiges Weichen den Krieg in die Länge zu ziehen, so mußte ihnen dieß doch nur einen desto

vollendeter Untergang, und dem Reiche eine allgemeine Verheerung bereiten. Dagegen war es freylich vorauszusehen, daß die Neapolitaner die Herrschaft der Ungarn nicht lange ertragen, daß die allgemeinen Leiden bald alle Parteien vereinigen würden, und je unbeschädigter König Ludwig von Ungarn Neapel erhielt, desto schneller mußte er dann wieder vertrieben werden; aber war es wohl bey der Stimmung des Volks wahrscheinlich, daß er alsdann Johann, und nicht vielmehr dem schlaunen Urheber dieser Verwirrungen, Carl von Durazzo, seine befreite Krone überreichen würde? — Es kam nicht nur darauf an, jetzt dem nahenden Sturme aus dem Wege zu gehen und ihn unschädlich zu machen, sondern Johanna mußte auch Mittel finden, sich in den Augen der Neapolitaner zu ent-sündigen und ihre Liebe zu gewinnen.

In dieser Verlegenheit ergriff Johanna eine Maßregel, die mit Recht von ihren Zeitgenossen und der Nachwelt bewundert wurde, und von deren Erfindung ihr alle Geschichtschreiber einstimmig die Ehre zusprechen. In der That ist sie von der Art, daß nur ein weiblicher Geist sie ersinnen,

und nur ein großer sie mit Erfolg ausführen konnte.

Sie berief die Syndici aller Städte und die noch treuen Baronen zu einem Reichstage. Als sie versammelt waren, trat sie in weißem Trauergewande und mit flatterndem Haar, jedoch die Krone auf dem Haupte, in den Saal. Ihr edler Wuchs, ihr feuriger Blick voll ernsten Geistes, die Majestät in ihren Bewegungen geboten Ehrfurcht, indess die Jugendblüthe auf ihren Wangen jede zartere Empfindung erregte. Wie sie mit der Miene des tiefsten, aber doch gefassten Schmerzes dem Throne nahete, seine Stufen hinan-
ging, jetzt ihren Schleyer zurückschlug, und im vollen Glanz der Schönheit und der Größe dastand; mit thränenvollen Augen durch die Versammlung hinsah und jetzt die Lippen — zu Klagen, glaubte man, — öffnete: — die Schönheit, vorzüglich die erhabene, ist nie unwiderstehlicher, als wenn sie mit Würde trauert. Johannens Anblick erschütterte Alle. Jeder fühlte sich für die Enkelin des gütigen Robert, für die reizende Frau, die seine Königin war, von enthusiastischem Mitleiden durchdrungen; jeder bewilligte

im voraus, um welches Opfer sie flehen würde.

Aber sie flehte nicht, sie forderte keine Opfer. Langsam feyerlich, mit fast erstickter Stimme, sagte sie:

„Der König der Ungarn steht in unsern Grenzen. Er kommt, eure Monarchin vom Throne zu stoßen; er wird sie den Tod der niedrigsten Missethäter sterben lassen, wenn er sie in seine Gewalt bekommt. Euer Herz, eure Dankbarkeit gegen meine Ahnen, euer Ehrgefühl bürgen mir dafür, daß ihr eure unschuldige Fürstin beschützen werdet.“

„Bis zum Tode,“ hallte das Gewölbe wieder. Johanna neigte sich dankend, winkte um Stillschweigen und fuhr fort:

„Auch wahrlich! könnten wir getrost, ich selbst an eurer Spitze, trotz meinem Geschlecht und meiner Jugend! — den fremden Räubern entgegen ziehen, wenn uns nicht der unselige Zwiespalt der Prinzen des besten Theils unserer Macht beraubte. Wie jetzt die Sachen liegen, ist jeder Widerstand umsonst, und ferne sey es von mir, meinen noch treuen Unterthanen eben das Unglück zuzuziehen, das mich zu Boden schlägt, und ein Reich, für dessen Glück ich willig mein

Leben opfern würde, der Verheerung preis zu geben. Ich bitte euch also, ich befehle euch als eure Königin, den Ungarn, sobald sie heranziehen, friedlich, selbst ohne Kapitulation, alle Städte und Schlösser zu öffnen und ihrem Fürsten zu huldigen.“

„Nimmermehr!“ riefen die Edeln voll Unwillen; aber Johanna fuhr tief bewegt fort.

„Wenn ihr noch Ehrfurcht für die Asche meines Großvaters und Liebe für die unglückliche Frau habt, die eure Monarchin ist, so gehorchet! — Ich indess, ich will nach Avignon gehen; ich will den heiligen Vater der Christenheit richten lassen, ob ich der Schandthat schuldig bin, deren man mich zeihet, und dann in Geduld von der Gerechtigkeit Gottes erwarten, daß sie mich in mein Vaterland zurückführe, aus dem man mich jetzt so grausam vertreibt!“

Die ganze Versammlung brach in Thränen und Wehklagen aus. Viele Baronen forderten mit Ungestüm, daß Johanna ihren Vorsatz aufgeben solle, und schworen, für sie zu sterben; aber sie blieb ihm treu und entliefs sie. Ihr Entschluß wurde im Volke

bekannt. Jedermann sah ihn für den höchsten Aufschwung der Großmuth und des Patriotismus an; jedermann glühte vor Liebe und Bewunderung gegen die junge Fürstin, die fähig gewesen war, ihn zu fassen. Partheygeist, Argwohn, jede feindselige Regung schwieg; nur der Tugenden Johannens, nur ihres Unglücks erinnerte man sich noch. Der Enthusiasmus für sie erreichte den höchsten Gipfel, als sie noch einmal, gleichsam zum Abschiede, (am 15ten Januar 1347), die Hauptstraßen der Stadt durchzog, ehe sie sich in den Hafen begab. Alle Einwohner jedes Standes, jedes Alters und Geschlechts, folgten ihr jammernd, wie Kinder einer scheidenden Mutter. Stürmend drängte man sich zu ihr, noch einmal ihre Hände und ihr Gewand zu küssen, und schluchzte vor Rührung, daß eine so junge und lebenswürdige Fürstin sich selbst exiliren mußte. Mit starren Blicken folgte man ihren Galeeren, so lange sie nur sichtbar waren, und, als sie jetzt am Rande des Horizonts verschwanden, stürzte die Menge vom Strande hinweg, um an den Altären aller Heiligen Gelübde für die Rückkehr Johannens zu thun. Sie hatte ihr Volk wieder erobert, hatte Ludwigen

durch ihre Flucht besiegt, noch ehe er angelangt war, seine Beute zu suchen.

Wenn Johanna durch einen einzigen meisterhaften Schritt, den die feinste Staatsklugheit billigen muß, und gegen den gleichwohl der strengste Moralist keine gegründete Einwendung machen könnte, das Herz ihrer Unterthanen zu gewinnen wußte, so handelte der König von Ungarn, als hätte er keinen andern Zweck, als sich so schnell als möglich verhafst zu machen.

Bald nach ihrer Abreise langte er mit seinem Heere zu Sulmona an. Sogleich eilten eine Menge Barone und die Abgeordneten vieler Städte herbey, ihm zu huldigen. Er zog weiter, und wo er hinkam, öffneten sich ihm alle Thore. Er war auf gewaltsamen Widerstand gefaßt gewesen; dieser Empfang überraschte ihn, und zwang ihn, ein freundliches Betragen anzunehmen, aber er war weit entfernt, sich wirklich milde Gesinnungen einflößen zu lassen.

Bey Aversa begegneten ihm alle Prinzen des königlichen Hauses, die ihn, Johannens kleinen Sohn, Carobert, in ihrer Mitte, fey-

erlich bewillkommten. Er empfing sie freundlich, küßte seinen Neffen und setzte seine Verstellung noch vier Tage lang so fort, daß Carl von Durazzo, obgleich er viele geheime Warnungen erhielt, schlechterdings nicht zu bewegen war, sich in Sicherheit zu setzen.

Er büßte seine Verblendung theuer. Als Ludwig am fünften Tage weiter zog, und an das Schloß gekommen war, wo man seinen Bruder ermordet hatte, rief er mit einer wilden Miene Carl und befahl, er solle ihm den Saal zeigen, in dem die That geschehen sey. Beugend entschuldigte sich der Herzog, er wisse nicht Bescheid darum. „So folge mir!“ rief Ludwig, sprang vom Pferde und ging voran ins Schloß. Im Saale wandte er sich plötzlich zu dem Herzog: „Du, schrie er ihm donnernd zu, du bist der Verräther, der Mörder deines Königs gewesen! Durch deine Ränke hast du die Krönungsbulle in Rom verzögert, und die Dispensation des Papstes zu deiner blutschänderischen Ehe erschlichen. Du wolltest, wenn du Andreas und Johanna ermordet hättest, den Thron besteigen.“

Carl stammelte zitternd Läugnungen und Bitten um Erbarmen. „Wie darfst du

von Unschuld sprechen?“ schrie Ludwig. „Sieh hier deine Handschrift und dein Siegel!“ und er hielt ihm einen Brief vor, in welchem Carl dem Grafen von Artus den Mord aufgetragen hatte. In dem Augenblicke stiefs ihm ein Ungar das Schwert in die Brust, ein anderer das seinige durch die Kehle; dann stürzte man den Leichnam durch eben das Fenster hinab, an dem man Andreas aufgehängt hatte. — Unmittelbar nach dieser gerechten, aber schrecklichen That, liess Ludwig die übrigen Prinzen gefangen nehmen. Einige Wochen später schickte er sie, selbst den kleinen Carobert, nach Wischegrad in Ungarn.

Hätte er auch jetzt fortfahren wollen, seine Larve zu tragen, sie würde niemand weiter getäuscht haben; aber er warf sie ab. Um seine rachgierigen Absichten offen zu zeigen, liess er eine schwarze Fahne vor sich her tragen, auf der ein erdrosselter König abgebildet war. Bei Melito stiefs er auf die Abgeordneten der Hauptstadt und eine grosse Menge von Bürgern. Er weigerte sich, sie anzuhören, und da sie an den Seiten des Weges knieeten, zog er vorüber, ohne auf sie herab zu sehen. An das capuanische

Thor zu Neapel hatten ihm die Angesehensten der Stadt einen Baldachin entgegen getragen; er liefs ihnen befehlen aus dem Wege zu gehen und zog in voller Rüstung auf das neue Castell. Hier fanden sich am andern Tage noch einmal die Deputirten der Stadt bey ihm ein. Er nahm ihre Huldigung an, aber erwiederte sie damit, dafs er alle Beamte ihrer Stellen entsetzte, und die Neuerwählten der Oberaufsicht des Bischoffs von Wardein unterwarf. Während der Huldigung plünderten seine Soldaten in der Stadt. Kurz, Ludwig benahm sich wie ein Mensch, der seinen innern Grimm nicht verbergen, aber auch den Gegenstand nicht finden kann, an dem er ihn auslassen möchte.

Die Gewaltthätigkeiten, die er sich erlaubte, die Verachtung, mit der er die Neapolitaner behandelte, die beständige Furcht, in der sie leben mußten, empörten das Herz des ganzen Volks, und bald murrte es laut. Als wenn das Schicksal selbst Gefallen daran gefunden hätte, seine Regierung als eine Periode des allgemeinen Elends auszuzeichnen, entstand eine schreckliche Theurung und die Pest, die damals Europa durchzog, erreichte gerade jetzt auch Neapel. — Sey es aus

Furcht vor dieser Krankheit, oder vor der Stimmung des Volks; genug, nach einem kaum viermonatlichen Aufenthalte in Neapel versah Ludwig die Schlösser mit ungarischen Besatzungen, ernannte Statthalter des Reichs, und ging dann heimlich nach Slavonien über.

Die unerwartete Nachricht von seiner Entfernung erfüllte die Ungarn mit Schrecken und die Neapolitaner mit Freuden. Jene bemerkten, da sie sich von ihrem Fürsten verlassen sahen, ihre gefährliche Lage unter einem feindselig gesinnten Volke, und wagten kaum mehr außerhalb ihrer Festungen zu erscheinen; diese jauchzten, als wenn sie schon völlig befreit wären, und suchten nur einen Anführer, um über die Fremdlinge herzufallen.

Auf wen hätten sie ihre Blicke richten können als auf Johann und ihren Gemahl? Durch die Hinrichtung des Herzogs von Durazzo hatte Ludwig nicht nur die Unschuld der Königin anerkannt, sondern sie auch von ihrem gefährlichsten Feinde befreit. Durch die Entführung aller andern Prinzen hatte er es den Neapolitanern geradezu unmöglich gemacht, sich, bey ihrer Verehrung

des königlichen Hauses, an jemand anders als an ihre Monarchin zu wenden. Die Erinnerung ihres großmüthigen Entschlusses und ihrer rührenden Flucht, erwachte in allen Seelen wieder. Von einer Gränze des Reichs bis zur andern wurde Johannens Name das Feldgeschrey des Enthusiasmus. Von allen Ständen gingen Deputirte nach Avignon ab, ihr zu sagen: „Die Stunde der Freyheit sey gekommen: sie möge zurückkehren zu ihren Kindern!“

Johanna hatte die Zeit ihres Exils sehr weise angewandt. Sie fand bey ihrer Ankunft in der Provence die Angelegenheiten dieses Landes in großer Verwirrung. Ein Monat, den sie zu Nizza zubrachte, reichte indess hin, sie durch kluge Unterhandlungen und durch Festigkeit in Ordnung zu bringen, und nun brach sie nach Avignon auf. Der Ruf ihres Geistes, ihrer Tugenden und ihrer Schönheit ging vor ihr her, und ihr Unglück entflammte die Liebe ihrer Unterthanen zur Begeisterung. Laut jubelnd zogen ihr die Bewohner jener Stadt, das Cardinals-Collegium an ihrer Spitze, entgegen. Auch

der Papst selbst, Clemens VI., empfing sie mit Beweisen der ausgezeichnetesten Achtung. Schon wufste man, dafs der König von Ungarn den wahren Mörder ihres Gemahls entdeckt und bestraft habe; ihre Unschuld schien also nicht mehr zweifelhaft: aber Johanna begnügte sich nicht damit. Auf ihr dringendes Verlangen hielt der Papst ein grofses Consistorium, dem alle fremde Gesandten beywohnten. Hier machte Johanna zum zweytenmale Gebrauch von ihren Rednertalenten, und der neue Versuch fiel so wirksam aus als der erste. Sie legte dem Consistorium die Acten des Prozesses vor, den man den Mördern gemacht hatte, und nach ihrer Vorlesung hielt sie zu ihrer Rechtfertigung eine Rede, die alle gewann. Fey-erlich und ohne Aufschub sprachen die Richter sie von allem Verdachte frey, und der Papst erklärte sich nicht nur für ihren Beschützer, sondern schickte auch einen Legaten an den König von Ungarn, der die augenblickliche Räumung Neapels von ihm fordern mufste.

Der päpstliche Gesandte fand Ludwigen nicht zum Gehorsam gestimmt. Er hielt sich für den einzig rechtmässigen Erben von Nea-

pel, besonders da der kleine Carobert in Ungarn gestorben war; selbst nach seiner Flucht wies er jeden Antrag zur gütlichen Ausgleichung mit Stolz zurück.

Nur die Waffen konnten also entscheiden. Die Neapolitanischen Abgeordneten fanden Johannem auch darauf vorbereitet. Sie hatte sich von den Ständen Piemonis und der Provence große Unterstützungen zu verschaffen gewußt, die sie in den Stand setzten, zehn Galeeren auszurüsten und zu bemannen. Um ihre Anstalten vollenden zu können, verkaufte sie Avignon dem Papste für 80,000 Goldgulden, — der einzige Flecken ihrer Regierung, wenn wir nicht die damaligen Begriffe von dem Eigenthumsrecht der Fürsten an ihre Unterthanen, und vorzüglich das als Entschuldigung annehmen wollen, daß der Papst eigentlich schon im Besitze war. — Am letzten August 1347, also nur 7 Monate nach ihrer Flucht, kehrte Johanna mit einer mächtigen Flotte und zahlreichen Truppen wieder in ihr Reich zurück.

Ihr Empfang war dem Abschiede gemäß, den man von ihr genommen hatte. Auf das erste Zeichen der ausgestellten Wächter, daß ihre Galeeren sich näherten, war der

ganze Strand mit Menschen bedeckt, die ihrer Königin entgegen jauchzten und den Augenblick mit Ungeduld erwarteten, da sie ans Land steigen würde. Man empfing sie mit lauten Dankeshymnen, und führte sie unter dem Baldachin triumphirend durch alle Hauptstraßen der Stadt. Die Ungarn sahen aus den vier Castellen Neapels den Jubel des Volks, ohne daß sie den Muth gehabt hätten, ihn durch einen Ausfall zu stören, und Johanna brach mit Freudenthränen in die Worte aus: „O! meine Kinder! Welch ein Glück, verbannt gewesen zu seyn, wenn man so zurückkehren kann!“ In der That, giebt es eine höhere Glorie für Fürsten, als die enthusiastische Liebe ihrer Unterthanen? Und welcher Geschichtschreiber darf seinen Ausspruch dem ehrwürdigen Zeugniß entgegen setzen, das die reine, nicht durch Factionsgeist erschlichene, Liebe des Volks den Tugenden seines Regenten giebt? —

Unter den Großen, die sich einfanden, Johannem zu huldigen, vermifste man nur einen, den Mächtigsten von allen. Nicht Haß gegen die Königin, sondern Furcht vor ihrem Zorne, hielt Franz von Balzo noch entfernt. Ihre Abwesenheit und die

Gefangenschaft der königlichen Prinzen hatten ihm die Kühnheit eingeflößt, die Prinzessin von Taranto, Johannens Schwägerin, ohne Vorwissen des königlichen Hauses zu heyrathen, wahrscheinlich um sich Ansprüche auf den Thron zu verschaffen. Ohne Zweifel verdiente sein Unternehmen Ahndung; aber Johanna fand nicht für gut, ihre Regierung mit Strafen anzufangen. Sie lud Franz freundschaftlich zu sich ein, und als er erschien, demüthig um Verzeihung bat, und alles, was er vermochte, zum Dienste der Krone erbot, übersah Johanna nicht nur sein Vergehen, sondern erhob ihn auch zum Herzoge von Andria. Er war der erste des neapolitanischen Adels, der den herzoglichen Titel erhielt. Ueberhaupt ertheilte Johanna, da sie jetzt noch nichts anders zu geben hatte, viele Würden und Titel, und diese Gaben reichten hin, die angesehensten Häuser fest an ihr Interesse zu knüpfen und ihr bald ein mächtiges Heer zu verschaffen.

Bisher hatte ihr Gemahl nur die untergeordnete Rolle eines Begleiters und Rathgebers bey ihr gespielt. Nun war es an ihm, sich an der Spitze der Truppen seiner Stelle würdig zu zeigen. Er war so glücklich,

drey der neapolitanischen Castelle in kurzer Zeit einzunehmen. Das vierte blokirte er, und zog in die Provinzen, um diese von den Feinden zu befreyn. Da die Ungarn indess unaufhörlich Unterstützung erhielten, wurde der Krieg drey Jahre lang mit abwechselndem Erfolge geführt; ja, als der König von Ungarn im Jahr 1350 selbst wieder nach Italien zurückkehrte, nahm er eine so unglückliche Wendung, daß Johanna noch einmal ihre Hauptstadt verlassen mußte; doch sie besaß jetzt die Liebe ihres Volkes, und mit dieser ist ein Fürst des endlichen Sieges gewiß.

Hatten sich bey Ludwigs erstem Einfalle die Thore der wichtigsten Städte von selbst vor ihm geöffnet, so kosteten ihm jetzt die kleinsten Schlösser lange und blutige Belagerungen. In zweyen derselben wurde er selbst gefährlich verwundet. Es giebt kein sichereres Mittel, ehrsüchtige Eroberer von ihrem Laster zu heilen, als wenn man sie selbst die Uebel empfinden läßt, in die sie ihre Mitmenschen so muthwillig stürzen. Jene Wunden stimmten Ludwigs Stolz und Wildheit herab, und ihnen mag es wohl vorzüglich zuzuschreiben seyn, daß er endlich friedfertigeren Gesinnungen annahm. Als er in

Neapel selbst eingedrungen war, und der Stadt eine schwere Schatzung auflegen wollte, griff das Volk zu den Waffen. Ludwig, der hochmüthige, rauhe Ludwig erschrack darüber so sehr, daß er sein Heer sogleich nach Apulien führte, und von dort nach Ungarn zurückkehrte.

Diese Veränderung benutzte der Papst, um die Friedensvorschläge zu wiederholen. Ermüdet von seinen langen vergeblichen Anstrengungen, und in der endlich erlangten Ueberzeugung, daß man ein Volk, das einig und muthig ist, nicht wider seinen Willen unterjochen könne, entsagte Ludwig 1351 allen Ansprüchen auf Neapel; ja er schlug sogar die ansehnlichen Geldsummen aus, die man ihm als Entschädigung anbot: „denn,“ sagte er, „nicht aus Habsucht, sondern um den Tod seines Bruders zu rächen, habe er den Krieg geführt!“ — Also, weil ein stupider Knabe dem Gewicht der Würde erlag, die man ihm aufgelegt hatte, waren vielleicht funfzigtausend tapfere Männer erschlagen, und zehn blühende Provinzen verwüstet worden! Wie theuer büßen die Völker oft die Thorheiten und Leidenschaften ihrer Fürsten! Aber es wird die Zeit kommen

— wir dürfen es dem unaufhaltbaren Fortschritt der Menschheit zutrauen, — da alle Nationen einstimmig ruhmsüchtige, kriegerische Fürsten, statt ihre Siege anzustaunen, gleich der Pest und der Theurung, nur als eine Landplage in ihren Annalen aufführen werden.

Jetzt endlich erntete Johanna die Früchte ihrer Weisheit ein; das ganze Reich gehorchte ihrem Scepter und gehorchte mit Liebe und Freude. Die königlichen Prinzen kamen so gedemüthigt aus ihrer langen Gefangenschaft zurück, und fanden ihre Anhänger so zerstreut, daß sie nicht daran dachten, neue Cabalen anzuspinnen; die Großen waren theils durch Wohlthaten gewonnen, theils durch einige Beyspiele von strenger Gerechtigkeit furchtsam gemacht worden; das Volk warf jubelnd seine Waffen weg, um der ungewohnten Segnungen des Friedens zu genießen. In dieser Stimmung suchte Johanna es durch Feste und Lustbarkeiten zu erhalten, bis sie Zeit gewönne, es durch Wohlthaten zu beglücken. Schon bey ihrer Abreise aus Avignon hatte der Papst

ihren Gemahl als König von Apulien und Jerusalem begrüßt; sie erbat sich jetzt einen Legaten, der sie und ihn krönen sollte. Der Tag der Ceremonie (der erste Pfingsttag 1352) wurde im ganzen Reiche mit Festlichkeiten begangen, die man im folgenden Jahre wiederholte. Ludwig von Taranto stiftete den neuen Ritterorden vom goldnen Knoten; Johanna theilte Geschenke und Würden aus, und indess das Volk sich dem Freudentaumel überliefs, dachten beyde auf wichtige Verbesserungen im Staate.

Eine Sentenz, die zum Sprichwort zu werden anfängt, sagt: „diejenige ist die ehrenwertheste Frau, die gar nicht von sich reden macht.“ — Man kann eben so richtig sagen: diejenige ist die preiswürdigste Regierung, welche in den Annalen der Welt durch kein einziges jener glänzenden Phänomene Epoche macht, die immer mit dem Elende und mit dem Blute der Nationen erkaufte werden; die jede Erschütterung zu vermeiden weifs, und das Volk auf einem ruhigen, sichern Pfade zu höherer Bildung und höherm Wohlsyn führt. Eine solche war es, die Johanna jetzt begann, und zwanzig Jahr hindurch führte.

Forschen wir in der Geschichte nach, was in Neapel von 1351 bis 1371 geschah, so finden wir die Verfassung durch weise Gesetze gebessert, die dem Uebermuth der Großen und den Ausschweifungen der Geistlichkeit Schranken setzen, und die untern Stände gegen sie beschützen; so finden wir, einzelne, schnell niedergeschlagene Versuche der Prinzen und Zwistigkeiten des Adels abgerechnet, im ganzen Reiche Ruhe, auflebende Industrie und Wohlhabenheit; so finden wir in der Hauptstadt, außer den neuerbauten Straßen und Prunkgebäuden, einen äußerst blühenden Handel, den Johanna fast ganz erschuf, und den sie, trotz der Vorstellungen ihrer Räthe, nie mit Abgaben beschwerte; so finden wir endlich um ihren Thron fast alle ausgezeichnete Köpfe versammelt *), welche Italien in jenem Jahrhunderte hervorbrachte, und alle Wissenschaften, vorzüglich die Rechtsgelehrsamkeit, in voller Blüthe. Jeder Lobspruch, den man der Aufzählung solcher Verdienste hinzufügen wollte, wäre überflüssig. Starb Johanna während dieser Periode, so glänzte sie ohne

*) Man sehe darüber Giannone's Geschichte von Neapel, Band 2.

Widerspruch in der kleinen Zahl der Fürsten, die es verdienen, als Wohlthäter ihrer Unterthanen gepriesen zu werden; aber auch sie, wie so unzählige große Menschen, lebte zu lange für ihren Ruf. Sie erlag dem schwärzesten Undank eines Herrschsüchtigen und der Arglist der Geistlichkeit, — und so ward er von der Verleumdung befleckt.

Wir übergangen die unbedeutenden Unternehmungen Ludwigs von Taranto auf Sicilien, da sie auf Neapels und Johannens Schicksal keinen wichtigen Einfluß hatten. Nach einer funfzehnjährigen Ehe mit der Königin, starb er, ohne Kinder nachzulassen 1362. Dieser Umstand, und dafs sein Bruder, der Fürst von Taranto, Versuche machte, sich Antheil an der Regierung zu verschaffen, bewog Johanna, den Vorstellungen ihres Staatsrathes zu folgen, und sich zum dritten Male zu vermählen. Ihre Wahl fiel auf Jakob von Aragonien, den Infant von Majorka, dem sie aber nur den Titel eines Herzogs von Calabrien verlieh. Die Wahl dieses Prinzen machte ihrer Einsicht Ehre. Einstimmig legen ihm die Zeitgenossen

jede Eigenschaft bey, die man damals vorzüglich als lobenswerth ansah, und die das Wohl des Staats erforderte; indess war diese Ehe nicht glücklich. Schon drey Monate nach ihrer Vollziehung ging Jakob nach Spanien, um seinen Vater in einem Kriege gegen den König von Aragonien zu unterstützen. Er ward gefangen; seine Gemahlin löste ihn mit 40,000 Gulden aus. Einige Jahre nachher kehrte er in der vorigen Absicht nach Spanien zurück, und starb daselbst 1368, gleichfalls ohne Kinder nachzulassen.

Die beyden letzten Ehen hatte Johanna nur geschlossen, um ihrer Regierung durch die Unterstützung eines Mannes mehr Gewicht zu verschaffen. Jetzt schien ihr die Ruhe des Reichs hinlänglich begründet, um nicht mehr einer solchen Maßregel zu bedürfen. Sie entschloß sich, unverheyraethet zu bleiben und sich einen Thronerben zu ernennen. Sie hatte keine Wahl dabey. Das königliche Haus war bis auf zwey Prinzen ausgestorben. Der eine war ihr noch immer grollender Feind, der König von Ungarn, der andere, der junge Karl von Durazzo, ein Jüngling von großen Anla-

gen; aber ehe Johanna etwas für ihn thun konnte, berief ihn der König von Ungarn zu sich, um ihn in dem Kriege gegen die Venetianer zu gebrauchen.

Mit Beben sah Johanna ihn abreisen, denn sie fürchtete, daß ihm Ludwig seinen Haß gegen sie einflößen würde; indess rechnete sie, mit der Verblendung, die edlen Seelen eigen ist, darauf, ihn durch Wohlthaten gewinnen zu können. Sie ließ ihn 1369 nach Neapel zurückkommen, vermählte ihn mit ihrer ältesten Nichte, Margaretha, und erklärte ihn öffentlich für ihren Thronfolger. Karl schien von Dankbarkeit durchdrungen; doch das ruhige Reich seiner Wohlthäterin bot seinem jugendlichen Ehrgeize nicht Nahrung genug dar. Er kehrte im folgenden Jahre nach Ungarn zurück.

Dem Vorsatze treu, nur die wichtigsten Begebenheiten aus Johannens Leben aufzustellen, gehe ich jetzt zu einer Begebenheit über, die ihren Charakter und ihre feste, edle Denkungsart am hervorspringendsten zeigt, aber auch zugleich die Quelle

aller nachfolgenden Unglücksfälle ward. Man hat gesehen, wie sie einem feindlichen Schicksale zu weichen und seiner Meister zu werden verstand; man hat gesehen, wie weise und wohlthätig sie die Ruhe anzuwenden wufte; die Art, wie dieser seltene Geist sich bey innern Unruhen benahm, ist nicht weniger der Bewunderung werth.

Der Fürst von Taranto hatte, da er keine Kinder hinterliefs, seinen Neffen Jakob von Balzo, Sohn des Herzogs von Andria, zum Erben eingesetzt. Dieser letztere, wie jeder Ehrsuchtige zu thun pflegt, sah den Zuwachs seiner Macht nur für eine Aufforderung an, nach einer noch größern Ausdehnung derselben zu streben. Er behauptete, die Stadt Matera gehöre zu der Erbschaft seines Sohnes, und da der Besitzer derselben, der Graf von San Severino, sie nicht gutwillig abtreten wollte, bemächtigte er sich ihrer mit Gewalt und erklärte dabey, er habe noch mehr Forderungen geltend zu machen.

Unfähig, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, rief der Graf den Schutz der Königin auf. Johanna konnte und wollte ihn nicht versagen; aber die Familie der Balzo

war die zahlreichste und mächtigste im Staate. Sie mußte befürchten, einen allgemeinen Aufruhr zu bewirken, wenn sie den Herzog sogleich mit Strenge angriff. In dieser Verlegenheit würden die meisten Höfe ihre Zuflucht zu Ränken genommen, und durch Arglist den übermächtigen Vasallen zu stürzen versucht haben. Johannens erhabene Seele kannte nur Eine Art der Schlaueheit, die einzige, deren sich Fürsten bedienen sollten. Sie wußte nicht allein die Gerechtigkeit auf ihrer Seite zu erhalten, sondern sie zugleich so einleuchtend zu machen, daß niemand auch nur den Gedanken haben konnte, ihr zu widerstreben. Der Erfolg zeigte, daß wirklich strenge Rechtlichkeit die feinste Staatskunst sey.

Johanna erließ an den Herzog eine sehr gütige Einladung, ihr, als der rechtmäßigen Oberrichterin, seine Ansprüche zur Entscheidung vorzulegen, und versprach ihm die strengste Unparteylichkeit. Diese war es nicht, was der Herzog in seiner Sache zu wünschen Ursache hatte; er wies also das Ansinnen der Königin mit Stolz und der Erklärung zurück: er wäre auch ohne ihre Hülfe im Stande, sich Gerechtigkeit

zu verschaffen. Die Königin rief seine zahlreichen Verwandten zusammen, zeigte ihnen die Folgen und das Gefährliche des Beyspiels, das der Herzog gab, und bat sie angelegentlich, sich bey ihm zu verwenden, daß er sein empörerisches Beginnen aufgebe. Gerührt von der humanen Denkungsart ihrer Fürstin, übernahmen und thaten sie es wirklich, doch ohne Erfolg. Franz sah das schonende Betragen der Königin, als eine Anerkennung seiner Macht an, ward noch aufgeblasener und wies seine Verwandten mit einer eben so rauhen Antwort zurück, als er der Königin ertheilt hatte.

Jetzt versammelte Johanna einen Reichstag und legte ihm die Sache, ihr Benehmen und die Wirkung vor, die es auf den Herzog gethan habe. Einstimmig erklärten ihn die Baronen für einen Rebellen, und ließen ihre Vasallen zu dem Heere stossen, das die Königin schon in der Stille zusammengezogen hatte. In wenig Wochen war der Herzog aus allen seinen Besitzungen vertrieben. Die Königin confiscirte sie sämmtlich, hatte aber die Vorsicht, mehrere davon zu verkaufen und zu verschenken. So gelang

es ihr, das Ansehen der Krone und die Ruhe des Staats zu erhalten, strenge Gerechtigkeit zu üben und ihre Macht zu vergrößern, ohne sich Feinde zu machen.

Man weiß, mit welcher Reizbarkeit der Lehnsadel über seine Rechte hielt, vorzüglich in jenen Jahrhunderten, da sein Zustand schon schwankend geworden war, und die Einschränkung oder Ausdehnung seiner Gewalt im Staate, nicht von Gesetzen, sondern von der Kraft abhing, mit der er angegriffen wurde, oder selbst angriff. Man weiß, wie geneigt damals in allen Ländern die großen Familien waren, die Fahne des Aufruhrs zu erheben, und gemeinschaftlich die gerechte und ungerechte Sache eines Einzelnen aus ihrer Mitte zu führen. Um desto ehrenvoller für Johanna ist der Ausgang, den ein neuer Versuch des Herzogs von Andria, das Verlorne wieder zu gewinnen, hatte.

Er war an den päpstlichen Hof geflohen. Sein Vetter, Gregor XI., unterhandelte anfangs mit der Königin für ihn, aber er fand sie unerschütterlich in ihren einmal ausgeführten Entschlüssen, gab also scheinbar die Sache auf, und unterstützte dage-

gen den Herzog heimlich mit so bedeutenden Geldsummen, daß dieser im Stande war, ein Heer von 13000 Mann zu mieten, mit dem er plötzlich im Jahr 1375 in Neapel einbrach. Er fand das Reich zu jedem Widerstande unvorbereitet. Indefs die Königin sich bemühte, ihre Vasallen zu sammeln, zog er also triumphirend in den Provinzen umher. Schon näherte er sich der Hauptstadt; schon hatte Johanna sich aus ihr entfernt, und eine fürchterliche Zerrüttung schien dem ganzen Staate bevorzustehen, als die Ehrfurcht und die Liebe ihrer Unterthanen sie rettete.

Der Herzog war auf dem Zuge nach der Hauptstadt bis Aversa vorgerückt. Hier fiel es ihm ein, seinen alten Oheim, Raimund von Balzo, der einst sein Vormund und Erzieher gewesen war, zu besuchen, einen Mann, den das ganze Reich wegen seiner Einsichten und seiner Tugend verehrte. Er erwartete, von ihm mit freudigen Glückwünschen empfangen zu werden; wie erstaunte er aber, als Raimund bey seinem Anblicke sogleich in die bittersten Verweise und Vorwürfe gegen ihn ausbrach. Voll Bestürzung und Zorn

wollte der Herzog sich entfernen; doch jetzt fiel der Greis vor ihm nieder, hob seine gefalteten Hände zu ihm empor und beschwor ihn mit Thränen, seine Familie nicht durch Hartnäckigkeit in einer Rebellion, zu entehren. Franz berief sich auf die Noth, die ihm kein anderes Mittel übrig liesse, seine Besitzungen wieder zu erlangen. Raimund erinnerte ihn an die Milde und an die Schonung, mit der Johanna anfangs gegen ihn verfahren war; er zeigte ihm das Verbrecherische seines vorigen Benehmens und die Thorheit seines gegenwärtigen; er machte ihn aufmerksam darauf, daß sich ungeachtet seiner bisherigen Fortschritte, fast noch kein einziger seiner Verwandten und seiner alten Freunde bey ihm eingefunden hätte: das Gefühl der Ehre und der Ungerechtigkeit seiner Sache hielte alle zurück. Er bewies ihm, daß er mit seinem Heere von Miethlingen zwar für den Augenblick große Vortheile erlangen könnte, daß er aber, sobald die Macht des Reichs versammelt wäre, nothwendig unterliegen müsse; er erinnerte ihn an Johannens Festigkeit, die keine halbe Unterwerfung annehmen würde; er fragte ihn, ob er seine

Hand nach der Krone ausstrecken wolle, und ob er sich getraue, sie mit seinen 13000 Fremdlingen gegen eine ganze erbitterte Nation zu behaupten? Und doch, setzte er hinzu, gibt es hier kein Drittes. Du wirst König eines Reiches, das du verheert hast, oder du stirbst entehrt auf dem Blutgerüste.

Diese Vorstellungen erschütterten den Herzog. Raimund bemerkte es und stimmte einen sanftern Ton an. Er rief ihm noch einmal die schonende Denkungsart der Königin ins Gedächtniß, die leicht bewogen werden könnte, aus Gnade zu gewähren, was ihr die Furcht niemals würde abdringen können; er versprach, sich selbst für die Wiedereinsetzung des Herzogs zu verwenden — und er hatte gesiegt. Franz beschloß, seiner Unternehmung zu entsagen; aber da er sein Heer nicht befriedigen konnte, führte er es an die Apulische Küste und entfloh von hier auf einem gemieteten Schiffe nach Avignon. Aufgebracht über seine Entfernung, plünderten die Condottieri die Provinz, bis Johanna an der Spitze eines mächtigen Heeres, mit ihnen unterhandelte und sie für 60000 Gulden zum

Reiche hinauskaufte. Mit Recht zog sie die Erlegung dieser mässigen Summe dem ungewissen Ausgang einer Schlacht, und der Verheerung ihres Landes vor.

Helden und Eroberer jedes Zeitalters! Auf welchen Gefilden wurde ein Sieg erfochten, der glorreicher war als dieser, den Johanna bloß ihrer anerkannten Gerechtigkeit verdankte?

Die Gefahr indess, der sie eben entgangen war; die Furcht, daß das Beyspiel des Herzogs den alten Aufruhrsinn unter den Großen wieder erwecken könne, die Entfernung ihres Thronerben, der noch immer in Ungarn lebte, vielleicht auch die Besorgniß vor den Gesinnungen, die er dort einsaugen möchte, bewogen Johanna, wieder zu dem Mittel zu greifen, das schon zweymal ihrer Sicherheit so große Dienste geleistet hatte: sie beschloß, sich wieder zu verheyrathen. Da sie schon 48 Jahr alt war, sahen ihre Feinde hierin einen neuen Beweis ihres Hanges zur Wolust; aber, ohne daran zu erinnern, daß die Ehe nicht gerade das bequemste Mittel ist, das alleinregierenden Fürstinnen zur Befriedigung eines solchen Hanges zu Ge-

bote steht, bewies schon der Mann, den sie wählte, und der Rang, den sie ihm einräumte, daß sie weit entfernt war, von einer jener verzeihlichen Schwächen geleitet zu werden, die wir an jungen Frauen so gern entschuldigen, und die uns an alten so lächerlich und verächtlich scheinen.

Otto, Prinz von Braunschweig, war noch älter als die Königin; aber seine Tapferkeit und seine Einsicht standen in einem glänzenden Rufe. Als jüngerer Sohn seines Hauses, hatte er kein beträchtliches Land geerbt, und befand sich als Condottiere an der Spitze eines großen Kriegerhaufens im nördlichen Italien, als ihm Johanna ihre Hand antragen liefs. Er nahm den Vorschlag dankbar an, und zog nach Neapel, wo die Vermählung, den 25. März 1376, sogleich vollzogen ward. Johanna hatte ihn mit allen Ehrenbezeugungen empfangen, die ihrem künftigen Gemahle gebührten; aber weit entfernt ihm zu erlauben, daß er ihr in die Zügel der Regierung fiele, ernannte sie ihn nur zum Fürsten von Taranto, und erklärte, daß Karl von Durazzo ihr Thronerbe bleibe.

Es ist minder schwer, ein feindseliges Geschick zu bekämpfen und es zu überwinden, als ihm mit wahrer Würde zu erliegen. Auch dieser traurige Ruhm war Johann aufbehalten. Nachdem sie ein langes, mühevolltes Leben hindurch so vielen gefährlichen Stürmen mit Glück widerstanden, nachdem sie auswärtigen und inneren Feinden mehr durch ihre Weisheit als durch ihre Macht obgesiegt hatte, mußte sie sich in ihrem Alter von einem Undankbaren zu Grunde richten sehen, der alle Macht, ihr zu schaden, durch ihre eigenen Wohlthaten erlangt hatte. Indessen wird man die große Frau auch hier die erhabene Denkungsart nicht verläugnen sehen, welche über ihr ganzes Leben so viel Glanz verbreitet, und die nur Frucht des tugendhaften Bewußtseyns ist.

Nach einer 72jährigen Abwesenheit ward, im Jahr 1377, der päpstliche Sitz durch Gregor XI. wieder von Avignon nach Rom verlegt. Die Bewohner dieser Stadt, die unbedeutend wird, sobald sie aufhört, wenigstens in einer Hinsicht die Hauptstadt der Welt zu seyn, empfangen ihn mit ausschweifender Freude, und

als Gregor starb, zwangen sie die Cardinäle durch einen Aufstand, einen Italiener auf den Thron zu setzen, damit sie vor einer neuen Verlegung desselben gesichert wären. Das Collegium bestand größtentheils aus Franzosen; nur aus Furcht entschloß es sich also, den Wunsch des Volks für den Augenblick zu erfüllen; aber mit seiner gewöhnlichen Politik wählte es einen Mann, den man für so schwach und beschränkten Geistes hielt, daß es nicht schwer werden könne, ihn bey der ersten Gelegenheit wieder abzusetzen.

Die heiligen Väter hatten ihren Mann nicht richtig geschätzt. Wenn Urban VI., der aus einer sehr gemeinen Neapolitanischen Familie abstammte, wenig Bildung und Gelehrsamkeit besaß, so hatte er desto mehr Herrschsucht, Arglist und Energie des Geistes. Er zwang die Cardinäle nicht nur, ihn wider ihren Willen zu proklamiren, er begegnete ihnen auch mit so großer Härte, daß sie fast alle untermancherley Vorwänden Rom verließen und nach Avignon gingen, wo sie durch Circularschreiben an die Europäischen Höfe, Urbans Wahl für erzwungen und nichtig erklärten. Nichtsdestoweniger

wurde sie von allen Höfen anerkannt, und Urban hätte ruhig herrschen können, wenn sein eigener Ehrgeiz es erlaubt hätte. —

Raimund von Balzo war kurz nach der Flucht seines Neffen aus Apulien gestorben, ohne sich, seinem Versprechen gemäß, für ihn verwenden zu können; daher lebte der Herzog von Andria noch immer am päpstlichen Hofe, dem er nach Rom gefolgt war. Er war allmählig in Verachtung und Dürftigkeit herabgesunken, als Urbans kecker Ehrgeiz ihm plötzlich wieder Hoffnung gab, sich noch einmal empor zu schwingen. Er versicherte den Papst: ganz Neapel sey über die Vermählung mit einem Ausländer aufgebracht, und wünsche nichts sehnlicher, als den Scepter endlich einmal aus den Händen einer Frau, an den einzigen männlichen Erben übergehen zu sehen. Es bedürfe nur seiner Beystimmung, so werde das Volk einen Aufstand machen, Karl den Thron besteigen, und sodann aus Dankbarkeit den Neffen des Papstes jede Belehnung ertheilen, die er nur wünsche.

Schon die Idee allein, über die Krone seines Vaterlandes zu schalten, war für Urban äußerst reizend; aber die Hoffnung, sei-

nen Neffen in eben dem Lande, das ihn im Elend aufwachsen sah, hohe Ehrenstellen zu verschaffen, war für ihn unwiderstehlich, und er ging mit Lebhaftigkeit in die Plane des Herzogs ein. Als daher Johanna einen Abgesandten nach Rom schickte, ihm Glück zu wünschen, und bald darauf ihr Gemahl selbst eintraf, um sich für die Vermählung seines Bruders mit der Königin von Sicilien zu verwenden, begegnete der Papst beyden mit der beleidigendsten Verachtung, und liefs zugleich Karl von Durazzo auffordern, sein Recht auf Neapels Krone geltend zu machen. Dieser Prinz indess, mochte er nun fürchten, durch ein zu frühes Streben nach der Regierung, sie auf immer zu verlieren, oder mochte wirklich noch die Dankbarkeit gegen Johannem in seinem Herzen zu stark seyn, nahm jenen Antrag sehr kaltsinnig auf, ohne ihn jedoch ganz zu verwerfen.

Johanna ward von den Unterhandlungen Urbans sehr bald unterrichtet und erkannte die Grölse der Gefahr, die ihr drohte. Sollte Karl ihnen jemals geneigteres Gehör geben, so mußte sein Angriff viel furchtbarer werden als jener, den der König von Ungarn, im Jahr 1347, auf ihren Thron that. Denn

aufserdem, daß er, von Ludwig unterstützt, eben die Macht, die Neapel damals eroberte, wieder auf den Kampfplatz führen konnte, kam er mit dem Ansehen des Lehnsherrn des Reichs, der höchsten Autorität in der Christenheit, gerüstet, besaß einen sehr großen kriegerischen Ruf, war Einheimischer, war anerkannter Thronerbe — und wann hat es diesem jemals an einer mächtigen Parthey gegen den regierenden Monarchen gefehlt? Auch unter der mildesten, weisesten Regierung gibt es der Mißvergnügten sehr viele, und selbst in den Herzen der Glücklichsten ist die Hoffnung noch größern Wohlstandes, und das Verlangen nach Veränderung nur zu mächtig.

Die erbittertsten Feinde sind diejenigen, die man niemals beleidiget hat. Ich irre mich: es gibt noch unversöhnlichere, — diejenigen, denen man Gutes that. Im ersten Falle befand Johanna sich mit Urban, im letztern mit Karl von Durazzo; welches Mittel blieb ihr übrig, sie zu gewinnen? Bey der Herrschsucht des erstern war es gefährlich, auch nur die Miene der Gefälligkeit zu zeigen, bey dem hohen verächtlichen Tone, den er bey jeder Gelegenheit gegen die Königin

annahm, erlaubte es selbst ihre Ehre nicht, Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen. Dem letztern aber, was konnte sie, nach allem dem, was sie für Karl gethan hatte, ihm noch bieten? Was besaß sie, das in seinen Augen die Krone selbst noch aufgewogen hätte, die man ihm zum Preise aufsteckte?

Vielleicht hätten Ränke, Bestechungen, Hinterlist den nahenden Sturm beschwören können, aber wirklich große Geister wählen nur zwey Wege bey ihren Mafsregeln: offene Güte und Nachgiebigkeit, oder offenen Widerstand. Beyde mit weiser Vorsicht zu gehen, ist alles, wozu die Klugheit sie zu bewegen vermag. Der erste Weg war Johann verschlossen, wie man sah; sie beschloß also, ihre Feinde zu schrecken.

Um Karl ein Gegengewicht zu geben, berief sie den Gemahl ihrer zweyten Nichte Maria, Ludwig, Grafen von Anjou, den Bruder des Königs von Frankreich, an ihren Hof, und begegnete ihm mit so großer Auszeichnung, daß man wenigstens ungewiß werden mußte, ob sie nicht das Erbrecht, sobald Karl sie beleidigte, auf ihn übertragen würde. Zwang Karl sie dazu, so war nicht nur ein Thronfolger dem andern,

sondern auch Frankreichs Macht der Ungarischen entgegengesetzt.

Um Urban zu demüthigen, griff sie zu noch kräftigern Mafsregeln. Er hatte, mit der gewöhnlichen Politik der Päpste, ihr einen Gegenkönig geben wollen; sie beschlofs, einen Gegenpapst aufzustellen. Sie lud die mißvergnügten Cardinäle ein, nach Neapel zu kommen, und in Fondi von neuem ins Conclave zu gehen. Sie kamen, erklärten Urbans Wahl noch einmal für ungültig, ihn selbst für abgesetzt, und erwählten statt seiner, 1379, den Bruder des Grafen von Savoyen, Robert, Cardinal von Genf, zum Papste, der den Namen Clemens VII. annahm.

Man sieht, sie ging — das sicherste Mittel, die Arglist zu entwaffnen, — ihrem Feinde beherzt entgegen, und spielte den Krieg in sein eignes Gebiet. Urban bot das Aeufserste auf, sich zu vertheidigen. Er sammelte Truppen; er erklärte, Johanna habe den Thron verwirkt; er erneuerte seine Aufforderungen an Karl von Durazzo; er erliels endlich an alle Fürsten Schreiben, in denen er sich über den Abfall der Cardinäle beschwerte, und ihn seinem Wunsche, ihr

ausschweifendes Leben zu bessern, zurechnete. Zugleich mit diesen Schreiben kamen Clemens VII. Ankündigungen seiner Ernennung an, und das erstaunte Europa sah es seiner Wahl überlassen, welcher von den beyden Statthaltern Gottes der Antichrist seyn solle. Natürlich entschied die Politik, und daß das eine Reich sich für Clemens erklärte, war dem andern hinlänglicher Grund, Urbans Partey zu nehmen. Frankreich, Schottland, die Schweiz und Neapel waren auf der Seite des erstern, das übrige Europa auf der Seite des letztern.

Nicht die großen öffentlichen Hülfsmittel, nicht die vorsichtig berechneten Mafsregeln sind es, die in der Regel das Schicksal der Staaten bestimmen. Man läßt sich nicht leicht in einen Kampf ein, wenn man nicht fühlt, daß man dem Gegner gewachsen ist; aber wenn man seine Kräfte sorgfältig abgewogen und geordnet hat, tritt irgend eine Kleinigkeit, ein Nebenumstand ein, den man entweder übersah oder für unbedeutend hielt, und entscheidet unwiderstehlich. Das war auch in diesen Verwickelungen der Fall. Dem Hierarchen und Lehnsherrn hatte Johanna einen Rival, dem alten Thronerben einen

neuen, seinem Beschützer einen nicht minder mächtigen Bundesgenossen entgegen gesetzt; aber die erstern, Urban sowohl als Karl, waren geborne Neapolitaner, und Clemens und Ludwig Ausländer: das entschied.

Mit Mißvergnügen sah das Volk die Fremden von der Königin begünstigt und im Begriff ihre Landsleute zu verdrängen. Urban, der diese Stimmung erfuhr, ergriff sogleich Mafsregeln, die Unzufriedenheit zur Erbitterung und zum Aufruhr zu erhöhen. Da er sich von allen Cardinälen verlassen sah, den Cardinal von Santa Sabina ausgenommen, stellte er eine grofse Promotion an, und ernannte fast lauter Neapolitaner zu Cardinälen; mit jedem zog er eine Menge von Familien von der Königin ab. Noch mehr! Um die Hauptstadt selbst zu zerrütten, setzte er den Erzbischoff von Neapel ab, und gab diese Würde einem Edelmann aus einem der mächtigsten Häuser, Namens Bozutto. Jetzt war der Saame der Zwietracht ausgestreut und sprofsste schnell auf. Die Stadt, das ganze Reich zerfiel in Factionen, und überall bereitete man sich zum bürgerlichen Kriege. Die Erbitterung kam zum Ausbruch, als Clemens VII. nach einem fehlgeschlagenen

Angriff auf Rom nach Neapel ging, und von der Königin mit den größten Ehrfurchtsbezeugungen empfangen wurde. Ein unbedeutender Vorfall erregte einen Zusammenlauf, und dieser verwandelte sich schnell in einen Aufruhr, bey dem das Feldgeschrey war: „Es lebe Urban! Es lebe Karl von Durazzo!“ Die Königin erzwang zwar bald wieder Ruhe, aber das traurige Kennzeichen des Vulkans, den man unter ihren Füßen hatte entstehen lassen, hatte sich schon gezeigt. Clemens hatte der Vorgang in solchen Schrecken gesetzt, daß er schon am folgenden Tage nach Avignon abging.

Das Gefährlichste für Johanna war, daß Karl von Durazzo die neuen Anträge des Papstes mit viel größerm Feuer aufnahm, als die erstern. Von Urban excommunicirt, und im Zwist mit ihren Unterthanen, schien ihm Johanna eine leichte Beute seiner ungeduldigen Herrschsucht. Er bewarb sich um die Beystimmung des Königs von Ungarn, erlangte sie ohne Schwierigkeit, und zog (1380) mit 8000 Mann nach Italien. Sein kriegerischer Ruhm erwarb ihm, wo er hinkam, überall Bundesgenossen und Unterstützung. In Rom schloß er einen feyer-

lichen Tractat mit Urban, versprach seinem Neffen, Franz Buttillo, das Herzogthum Apulien, wurde dagegen zum Könige von Neapel gekrönt, und erhielt ein zahlreiches Hülfs-corps, mit dem er 1381 nach Neapel aufbrach.

Alles, was die Fürsten umgiebt, ist gewöhnlich so ganz darauf berechnet, ihnen Ansehen zu leihen, es stehen ihnen bey jedem Schritte, den sie thun, so viele Hülfsmittel zu Gebote, und jeder derselben hat so ausgebreitete Folgen, dafs sie nur nicht sehr schwache Menschen zu seyn brauchen, um grofse zu scheinen. Es giebt aber Lagen, in denen der erkünstelte Nimbus verschwindet, und der blofs mittelmäßige Mensch tief unter sich selbst herabsinkt. Wo Alles auf dem Spiele steht, wo man mit seiner persönlichen Kraft gegen das Schicksal ringen mufs, da erhält sich nur die wahre Gröfse in ihrem vollen Glanze, ja, da wird sie erst ganz sichtbar. Wir haben Johannem in solchen Verhältnissen gesehen, und sie verdiente unsere Bewunderung; aber nie zeigte sie sich erhabener, als in den schrecklichen

Verwickelungen, die ihre Regierung und ihr Leben endigten. Man glaubt, einen Helden aus der schönen Zeit der Griechen und Römer handeln zu sehen, wenn man die ruhige Besonnenheit und den unerschütterlichen Muth beobachtet, mit denen diese Frau den feindseligen Fügungen die Stirne bot, und noch, indem sie ihnen erlag, ihre Würde zu behaupten, ihren Plan durchzusetzen wufste. Vernichten konnte das Schicksal diesen Riesengeist, aber nicht beugen.

Die Gemahlin Karls von Durazzo war nach Neapel gekommen, um eine Niederkunft abzuwarten, und Johanna hatte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit aufgenommen; sobald Margaretha aber Nachricht erhielt, daß Karl seinen Zug nach Italien antreten wolle, bat sie um Erlaubnifs, sich mit ihren Kindern zu ihm zu begeben. Die Königin schwankte nicht einmal. Sie verschmähte es, Wehrlose, die in ihrer Gewalt waren, für die Undankbarkeit eines Ehrstüchtigen büßen zu lassen. Margaretha reiste also ungehindert ab, und fand ihren Gemahl schon in der Lombardie. Man hat Johanna wegen dieser Nachsicht getadelt. Ich will es nicht versuchen, sie zu vertheidigen; denn die

Politik ist im Besitz des Rechts, Großmuth für einen Fehler zu erklären.

Doch wenn Johanna die kleinlichen Kunstgriffe verachtete, vernachlässigte sie deshalb nicht die Mittel zur Vertheidigung, die der Würde ihres Charakters angemessen waren. Sie versammelte, 1381, einen Reichstag und erklärte auf demselben, dafs, da Karl von Durazzo sie vom Throne stolsen wolle, sie das Erbrecht, welches sie selbst ihm gegeben habe, zurücknehme, und hiermit Ludwig von Anjou als Sohn und Thronfolger adoptire. Gleich nachher sandte sie den Grafen von Caserta mit der Adoptionsacte, die Clemens VII. bestätigte, an den König von Frankreich ab und liefs ihn bitten, das Erbtheil seines Bruders wider fremde Räuber beschützen zu helfen, ihren treuen Provençalern aber befahl sie, ihr aufs schleunigste mit zehn Galeeren zu Hülfe zu kommen.

Mit ruhiger Besonnenheit hatte sie die kraftvollsten Mafsregeln zu ihrer Vertheidigung ergriffen, die in ihrer Gewalt waren; aber der Wankelmuth des Neapolitanischen Volks, und der Zwiespalt, den die Arglist des Papstes unter dasselbe gebracht

hatte und den seine Emissare sorgfältig unterhielten, ließen ihnen nicht Zeit, ihre Wirkung zu thun. Jeder alte Zwist unter den verschiedenen Classen des Adels und unter den Bürgern, brach von neuem aus, und nur darin waren alle Parteyen einig, daß sie die Königin anfeindeten. Einige machten ihr es zum Verbrechen, daß sie einen Gegenpapst habe ernennen lassen; andere, daß sie einem französischen Prinzen ihren Thron vermacht, noch andere sogar, (nach fünf Jahren!) daß sie einen deutschen Prinzen geheyrathet habe. Bey dieser öffentlichen Stimmung hatte Johanna die Kränkung, fast alle Großen, selbst ihre vertrautesten Minister, von ihrem Hofe zu Karl übergehen zu sehen, und ihr Gemahl konnte durch die größten Anstrengungen kein Heer zusammen bringen, das ansehnlich genug gewesen wäre, den Ungarn die Spitze zu bieten. Dessen ungeachtet rückte ihnen Otto mit seinen wenigen Truppen an die Gränze entgegen. Ihre ungeheure Ueberlegenheit zwang ihn bald, sich ohne Schlacht zurückzuziehen. Karl folgte ihm, und beyde langten zu gleicher Zeit vor verschiedenen Thoren von Neapel an, wo sie sich lagerten.

Bey aller seiner Uebermacht wagte Karl es nicht, Otto oder die Stadt anzugreifen; aber, indess er noch überlegte, welche Mafsregeln er ergreifen solle, entschied der Neapolitanische Pöbel für ihn. Kaum hatte dieser Karls Fahnen erblickt, so griff er zu den Waffen, machte Aufläufe auf den Marktplätzen und schrie in allen Gassen: Es lebe der heil. Vater Urban! Es lebe König Karl! Johanna liess die Ritter und die angesehenen Bürger gegen die Volkshaufen ausziehen: sie wurden leicht zerstreut, aber einige Anhänger Karls sprangen über die Mauern und brachten ihm Nachricht von der Verwirrung, die in der Stadt herrschte. Von ihnen geführt, drangen (den 10. Jul. 1381) zwey Compagnien Reuter durch ein abgelegenes und unbewachtes Thor in die Stadt, überwältigten die Wache zweyer andern Thore und öffneten sie, ehe man sich von der Bestürzung über ihr plötzliches Erscheinen erholen konnte, dem Ungarischen Heere. Unter wildem Kriegsgeschrey drang es in die Stadt, und so schnell sich auch Otto in Bewegung setzte, war es ihm nicht möglich, mehr als den Nachtrab der Ungarn zu erreichen. Er erfocht einige Vorthelle über

denselben, ohne daß seine Lage dadurch verbessert wurde; er sah sich gezwungen, sich in die Sümpfe bey Marignano zurückzuziehen.

Johanna hatte ihre Hauptstadt verloren, aber rettungslos war ihre Sache noch nicht. Sie bewohnte das neue Castell. Es war sehr stark befestigt, gut besetzt und auf 6 Monate verproviantirt. Hier konnte sie die Ankunft der Provençalen und der Französischen Hülfsvölker abwarten. Verbanden sich diese mit Otto's noch ungeschwächtem Heere, so war sie im Stande, ihre Sache in offenem Felde zu führen, und wenn sie unterlag, blieb ihr immer noch der Rückzug nach der Provence übrig.

Das war der Plan, den sie entworfen hatte. Ihre Menschlichkeit vernichtete ihn. Als die Ungarn in die Stadt drangen, flohen die noch treuen Unterthanen der Königin, immer von den wilden Siegern verfolgt, zum neuen Castell. Johanna hätte sie mit ihren Weibern und Kindern vor ihren Augen sollen ermorden lassen? Sie ließ alle Thore öffnen, und eine so große Menge stürmte herein, daß der gesammelte Vorrath kaum für einen Monat hinreichend war. Ohne Zweifel beging

Johanna auch hier einen politischen Fehler, aber — was wäre sie gewesen, wenn sie es vermocht hätte, ihn nicht zu begehen?

Am folgenden Tage liefs Karl das Castell einschliessen. Fünf Wochen lang vertheidigte sich Johanna mit männlichem Muthe; erst als der Mangel aufs höchste gestiegen war, so dafs man selbst auf ihren Tisch nichts als faules Fleisch voll Würmer setzen konnte und noch immer die Provençalen nicht erschienen, schickte Johanna den Grafen von San Severino zum Capituliren in die Stadt.

Karl nahm den Gesandten mit grofsen Ehrenbezeugungen auf, und als er von dem Mangel hörte, der im Castell herrsche, schickte er für die Tafel der Königin Früchte, Geflügel und Fische hinein. Er erklärte: er habe sie immer als seine Monarchin und Wohlthäterin verehrt und thue es noch; er sey nicht gekommen, sie vom Throne zu stossen, sondern nur zu verhindern, dafs ihn Otto nicht an sich risse. — Eine sonderbare Sprache, nachdem er sich vom Papste hatte krönen lassen! Sie beweist nichts, als dafs die Königin noch in ihrem jetzigen Zustande selbst dem Usurpator Ehrfurcht einflöfste. Uebrigens stimmten die Bedin-

gungen, die Karl machte, eben nicht mit jenen Erklärungen überein. Er gestand der Königin nur eine Frist von fünf Tagen zu; erhielt sie während dieser Zeit nicht Entsatz von ihrem Gemahle, so solle sie sich ohne Bedingungen ergeben.

Johanna fand Mittel, Otto von dem Vertrage zu unterrichten. Vier ängstliche Tage hindurch wendeten die Belagerten ihre sehnlichen Blicke vergebens bald auf das Meer, bald nach Marignano hin. Weder die Galeeren, noch das Heer erschien. Am fünften endlich zog das letztere die Strasse am Pic di Grotta herauf, und versuchte Unterstützung ins Castell zu werfen. Die Armee des Usurpators rückte ihm in den Weg. Es kam zur Schlacht. Trotz dem ungeheuren Mißverhältnisse zwischen beyden Heeren, dauerte, durch Otto's trefliche Anordnungen und durch die Erbitterung, die seine Truppen beseelte, das Gefecht sehr lange, ohne dafs sich der Sieg entschied. Endlich, da der Prinz alles erschöpft hatte, was Kunst und Vorsicht darbieten konnten, liefs der Held ihn den Feldhern vergessen. „Mir nach!“ schrie er, und stürzte in die dichtesten Haufen der Feinde; aber keiner von

seinem Heere vermochte ihm zu folgen. Er indess schlug sich bis zur feindlichen Hauptfahne durch, und erst an ihrem Fusse, wenig Schritte von Karl, den er suchte, wurde er schwer verwundet, von dem Gefolge desselben übermannt und gefangen. Auf diese Nachricht floh sein Heer aus einander.

Am folgenden Tage, den 26sten August 1381, ergab Johanna sich. Noch immer behielt Karl seine heuchlerische Ehrfurcht gegen sie bey. Er besuchte sie selbst, räumte ihr die schönsten Zimmer des Castells ein, die sie unbewacht, als Königin, nicht als Gefangene, bewohnen solle. Johanna hatte im höchsten Elend ihre Ruhe behalten, Karls Heucheley täuschte sie nicht. Als er ihr jene Erklärung thun liefs, wandte sie sich mit bitterm Lachen zu einer ihrer Hofdamen: „Hab ich denn noch etwas, sagte sie, das der Mühe verlohnt, mich darum zu betrügen?“ Es zeigte sich bald, dafs sie sich nicht geirrt hatte.

Drey Tage nach der Uebergabe des Castells, erschienen die so lange erwarteten Galeeren aus der Provence, doch ohne in den Hafen einzulaufen. Karl selbst meldete ihre Erscheinung der Königin. Er erinnerte

sie an die Achtung, mit der er sie behandle, und bat sie, ihn dadurch zu belohnen, daß sie ihn auch zum Erben der Provence einsetze, und diese Verfügung sogleich den Provençalern bekannt mache. Johanna sah ihn einige Augenblicke schweigend und mit Verachtung an. Endlich sagte sie: „Gieb den Anführern Sicherheitsbriefe, so will ich ihnen befehlen, daß sie ans Land kommen, um meinen Willen zu vernehmen.“

Es geschah sogleich. Sie wurden zur Königin geführt, und Karl hatte in der That so viel Scheu vor der großen Unglücklichen, und so viel Zutrauen zu ihr, daß er nicht einmal einen seiner Leute als Zeugen ihrer Unterredung mit ihnen sandte.

Der Anblick ihrer Unterthanen erweichte Johanna. Mit Thränen erzählte sie ihnen, welchem Elende sie sie durch ihr Zögern ausgesetzt hätten, „einem Elende, das abgehärteten Kriegern unerträglich geschienen hätte, und das eine Frau, eine Königin aushalten mußte.“ Gerührt entschuldigten sich die Provençalern mit der Unmöglichkeit, früher einzutreffen.

„Jetzt ist alles unwiederbringlich verloren!“ brach Johanna aus. „Ich bin vom

Throne gestofsen, und bald wird man mich ermorden. Aber noch lebe ich, noch bin ich eure Fürstin. Als solche befehle ich euch, nie und unter keinem Vorwande den schändlichen Räuber, der mir meine Krone entrifs, anzuerkennen. Ich habe den Grafen Ludwig von Anjou zum Sohne angenommen, er ist rechtmäßiger König von Neapel und Graf von Provence. Schwört mir, seine Rechte bis aufs Äufserste zu verfechten!“ Zu gleicher Zeit trug sie dem Grafen von Caserta auf, Ludwig zu sagen, sie ernenne ihn zum Rächer ihres Blutes, das man bald vergiessen würde.

Tief erschüttert legten die Provençalen den verlangten Eid ab, kehrten auf ihre Galeeren zurück und stachen sogleich in die See.

Ihr Absegeln liefs Karl das Vorgefallene ahnen: und nun schien ihm alle Verstellung überflüssig. Er liefs die Königin sogleich strenge bewachen, und einige Tage nachher im Castell Muro ins Gefängniß werfen. Für Fürsten pflegt der Kerker immer die Schwelle des Grabes zu seyn. Karl trieb die Niederträchtigkeit so weit, Johannens altem Feinde, dem Könige von Ungarn, die

Wahl ihrer Hinrichtung zu überlassen. „Sie sterbe den Tod meines Bruders!“ antwortete der unversöhnliche Greis, und Karl, der schändliche Karl, liefs seine Monarchin, seine Wohlthäterin — — im Gefängniß erdrosseln!

Diefs war, nach einer beynahe vierzigjährigen weisen und glücklichen Regierung, das Ende einer der grössten und edelsten Frauen, die jemals eine Krone getragen haben. —

In der That, der Biograph ist in Verlegenheit, Schatten in Johannens Gemälde zu bringen, denn ihre Feinde selbst geben ihre Schwächen nicht an, ein Beweis, daß diese sehr wenig auffallend und unschädlich gewesen seyn müssen. Man ersann Verbrechen, um Johanna herabzusetzen, und erdichtete sie so plump, daß sie nur genannt zu werden brauchen, um selbst ihre historische Unmöglichkeit zu beweisen. Nie ist die Verläumdung unverschämter gewesen, und nie steht sie bey der ersten Beleuchtung blofs da.

Johanna sollte den Mord ihres ersten Gemahls angestiftet haben, weil er für sie

zu schwache Nerven hatte: ihr Feind, der König von Ungarn selbst, überwies und bestrafte den wahren Urheber der That. — Sie sollte einen sträflichen Umgang mit Karl von Durazzo gepflogen haben; er war jederzeit ihr bitterster Feind und wollte sie vom Throne stoßen; — mit Ludwig von Taranto: man hat gesehen, welcher Scrupel den Jüngling, selbst nach der Trauung mit ihr, von ihrem Bette zurückhielt. — Sie soll durch ihre Wollustgier Ludwigs Tod veranlaßt haben; nach einer funfzehnjährigen Ehe! — Sie soll ihren dritten Gemahl aus Eifersucht haben köpfen lassen: er starb in Spanien mitten im Heer seines Vaters. — Man sieht, nur die Speichellecker Urbans und Karls konnten die Urheber dieser abgeschmackten Anklagen seyn. Wahrscheinlich oder nicht, jede war willkommen; denn jede war eine Rechtfertigung der Sieger *). Uebrigens ist es merk-

*) Mehr Schaden als die Verläumder selbst, thut Brantome Johannens Ruf, durch die sonderbare Art, wie er sie zu vertheidigen versucht. Er schrieb alle jene Atrocitäten aus dem Collenuccio ab: statt aber sie dadurch zu widerlegen, daß er die Anachronismen, die ungeheuern Verstöße aufdeckte, durch die jener Sudler bewies, er wisse fast nichts von

würdig, daß man Hang zur Wollust zur Grundlage jeder Anklage gegen sie macht, und gleichwol keinen einzigen Günstling Johannens zu nennen weiß. Man muß wenigstens gestehen, eine allein regierende Fürstin, die zur Befriedigung einer übertriebenen Neigung keinen andern Ausweg als die Ehe zu finden, und die ganze Last ihres Temperaments, während vieljähriger Verbindungen, nur auf ihre Gemahle zu werfen wußte, wäre eine sehr seltene Erscheinung. —

Man hat Johanna mit Maria Stuart verglichen, aber man würdigt sie dadurch herab. Maria flößt uns lebhafteste Theilnahme

Johannen, als daß er sie verläumdete wolle, bemüht er sich, jede jener Handlungen durch ein seltsames Raisonnement erlaubt und gerecht scheinen zu lassen. So sagte er z. B.: es sey ja Ludwigs von Taranto eigne Schuld gewesen, s'il s'enivroit de son propre vin, und er habe nicht ehrenvoller sterben können qu'en bien servant sa dame. Auch auf Baylen darf man in seinem Artikel Naples kein großes Zutrauen setzen. Er führt nur Collenuccio, Costo, Froissard, Maimbourg und Brantome, also Feinde und Ausländer, an, aber weder Costanzo noch Summonte, nicht einmal die Villani's.

ein durch die traurigen Schicksale, die sie trafen; aber selbst ihre wärmsten Vertheidiger können nicht läugnen, daß es wenigstens Thorheiten waren, durch die sie sich die Strafe der Verbrechen zuzog, und daß sie zu sehr Weib war, um gute Regentin zu seyn. Johanna verband weibliches Gefühl mit männlicher Festigkeit, weibliche Vorsicht mit dem kraftvollen Vorschreiten eines großen Mannes. Selbst ihre Ehen waren ihr nur Mittel zur Sicherheit, und doch hing sie mit einer Wärme an ihren Ehemännern, die man ihr zum Verbrechen machte, und doch in einem neuen Gegensatze, blieben diese immer nur ihre ersten Minister. Nur Irrthümer in der Berechnung politischer Mafsregeln, nicht Schwächen waren die Ursachen ihres Falles.

Vielleicht würde man in ihrem letzten Schritt, in Rücksicht der Provence, leidenschaftliche Rachgier finden wollen: aber was berechtigt uns, der Unbeugsamkeit, mit der ein großer Geist auch dem übermächtigen Feinde widerstrebt, den Namen eines Lasters zu geben? —

S n i t g e r,

ein

Bruchstück aus der Geschichte Hamburgs.

Beatus ille, qui —

— — — —
Forum vitat!

HOR.

(Geschrieben im Jahr 1799.)

2 n i t g e r

ein

Erklärung aus der Geschichte Hamburgs

Textualis, der

Textualis, der

Hon.

(Geographie für Jahr 1792)

Jüngling, mit dem hochlodernden Ehrgeiz!
Es ist eine verderbliche Flamme, die deinen
Busen entzündet! Sie wird das Glück deines
Lebens verzehren. Laß dich nicht durch
Lüsternheit verleiten, aus dem wohlthätigen
Schatten der Unbemercktheit hervorzutreten.
Mische dich nicht aus Vorwitz in das Spiel
der glänzenden Unglücklichen, die um das
Loos der Staaten würfeln. Der Gewinn, der
ihrer am sichersten wartet, ist ihr eigenes
Elend! — Oft mißlingt schon der erste
Schritt auf der schlüpfrigen Bahn des Ruhms:
dann schallt das Hohngelächter der Welt dir
nach, wohin du auch fliehst; und in der
ödesten Wildniß bricht noch oft der Wieder-
hall des verjährten Spottes aus deinem eige-
nen Busen hervor. — Gesetzt, er gelinge: —
was hast du erworben? — Politische Celebri-
tät ist das untilgbare Zeichen Cains, das die
Ruhe, die Menschen, und alle Freuden, die
sie zu geben vermögen, von dir scheuchet!
Doch nein! die Menschen nicht; nur ihr
Herz. Sie sammeln sich um dich her, dich

zu besehn, auszuforschen, zu verläumden. Fortan hast du keinen Freund und keine Geliebte. Der Sonnenstich des Ruhms tödtet die zarten Blüthen des Gefühls, und läßt sie zum Ehrgeiz verdorren. Und dufteten sie dir: du vermöchtest nicht mehr, ihrer zu genießsen. Weiter und weiter, vorbey an allen sanften Genüssen, geißelt dich die Furie der Nothwendigkeit, zu vollenden! — Es ist falsch, daß man den Tempel jeglichen Ruhmes erklimme! Der den Musen geweihte strahlt auf der Spitze des Pindus; doch zu dem Altar der politischen Ehre führet die Bahn bergab, einen steilen Gletscher bergab, auf dem die folgenden Schritte nicht mehr in deiner Gewalt sind, sobald du den ersten gethan hast! Über die schwankenden Schollen des Frühlingseises im Strome, führet sie hin. Die, auf der du jetzt stehst, versinkt, wenn du weilest; die hinter dir, trug die Fluth schon davon, und die vor dir sind, tauchen schon halb. Eile! beflügle den Schritt! dem Untergange kann dich nur ein Wunder entziehen! —

Zähme die thörichte Gier, Thema der Zeitung zu werden. — Reißen dich aber empörtes Gefühl des Rechts, und Bruderliebe

unwiderstehlich hin, dich dem Despotismus und dem Verrath entgegen zu werfen; fühlst du den glühenden Pfeil in deiner Seele, durch den der Schutzgeist der Völker dem Einzelnen verkündet, an ihm sey jetzt die Reihe zu handeln; vermagst du — das nie täuschende Unterpfand des edeln Berufes! — vermagst du die That, die dich auszeichnen wird, zu denken, ohne zugleich die Gloriole des Rufes zu sehn und seinen Posannton zu vernehmen: — so gehe denn, gehe, wohin dein Genius dir winkt! Die Segenswünsche aller Guten, aller Edeln begleiten dich! Aber gehe mit der melancholischen Fassung, mit der ein guter Mann, der nicht Lust hat am Würgen, zur unvermeidlichen Schlacht geht: mit der kalten Resignation eines frsywilligen Opfers, und mit dem Entschlusse, nur als Sieger zu leben! Möge, der dich berief, über dich wachen, daß nie der Strahlenguß des Ruhmes dich blende, oder der Weihrauch der Volksgunst dich betäube! — Der Mann, dessen Geschichte ich hier erzähle, war ein edler, großer Mensch! Nur Einmal wankte er; und er war ohne Rettung verloren.

Man hat es, bis zur Französischen Revolution, der neuern Geschichte sehr oft vorgeworfen, daß sie so leer an Thaten des glänzenden Patriotismus, an großen Charakteren überhaupt sey. Kommt das nicht vielleicht daher, daß Europa jetzt fast lauter große Staaten enthält, und daß wir die Geschichte der kleinen zu wenig der Aufmerksamkeit würdigen? In jenen fühlt der Einzelne zu sehr, welch ein unbedeutender Theil des Ganzen er ist, als daß er dies bis zur Aufopferung seiner selbst lieben sollte *); in diesen werden die Wirkungen des Patriotismus gewöhnlich durch die Einmischung übermächtiger Nachbarn so völlig vereitelt oder doch geschwächt, daß seine Thaten schnell vergessene Unbesonnenheiten scheinen müssen. Sähen wir auf Eifer und Absicht: vielleicht gäb' es nur sehr wenige Reichstädte in Deutschland, die nicht ihren Themistokles und ihren Timoleon gehabt hätten. Es würde mich freuen, wenn das folgende Bruchstück kein unbedeutender Beleg dieser Vermuthung wäre. —

*) „Je größer der Staat, desto kleiner der Bürger.“

Nach dem Urtheil Aller, die sie genauer kennen, ist die Verfassung von Hamburg eine der vortrefflichsten, die ein Freystaat haben kann. Nicht das Nachdenken eines einzelnen Gesetzgebers, nicht ein politisches System hat sie gebildet, sondern die Nothwendigkeit und die ungeschwächte Kraft jedes Einzelnen, auch seinen Anspruch auf Wohlseyn geltend zu machen. Jede neue Bestimmung derselben war das Produkt eines neuen Bedürfnisses seiner Bürger. Daher waren die Hamburger als Fischer glücklich, sie waren es als Brauer und als Fabrikanten; sie sind es jetzt als Zwischenhändler der meisten Europäischen Staaten, und geben vielleicht dadurch allen Völkern der Erde die wichtige Lehre: um auf Jahrtausende das Glück der Staatsbürger zu sichern, müsse eine Verfassung nie zur unbiegsamen Hülle erstarren; müsse sie nichts Unabänderliches haben, als die Freyheit seiner Glieder, und die Fähigkeit, ohne gewaltsame Erschütterung nach dem Drange der Umstände umgestaltet zu werden. —

Folgendes ist die Form, die seit einem Jahrhundert in Hamburg besteht.

Der Magistrat hat die vollziehende Ge-

walt, bestimmt die auswärtigen Verhandlungen, sorgt für die innere Ruhe und Wohlfahrt, und für die strenge Beobachtung der schon vorhandenen Gesetze: doch neue darf er nur vorschlagen. Er ist in Rechtssachen Einzelner der höchste Richter; aber um Abgaben darf er nur anhalten, und über die Disposition des Staatsvermögens muß er Bewilligung einholen.

Neben ihm steht das Collegium der Oberalten. Funfzehn der ehrwürdigsten, zuverlässigsten Männer der Stadt bilden es. Sie haben mancherley kleinere Geschäfte im Staat; ihre Hauptbestimmung aber ist, über das Verfahren des Magistrats zu wachen, jede Verletzung der Gesetze oder der Verfassung, die er sich erlauben könnte, zu rügen, und die beeinträchtigten Bürger zu vertreten.

Was zwischen dem Senat und diesem Collegium nicht geschlichtet werden konnte, wird an ein zweytes, die Sechziger, und von diesem an ein drittes, die Hundert-achtziger, gebracht.

Der oberste Richter in den Streitigkeiten über die Verfassung, der Bestätiger der neuen Gesetze, die der Magistrat vorschlug und die Collegien billigten, der Bewilliger der Abga-

ben und ihres Gebrauchs, ist das Corps der gesammten Bürgerschaft, das sich zu bestimmten Zeiten versammelt. Die Berufung desselben kann der Magistrat, wenn es ihm heilsam dünkt, zwar unterlassen, aber nicht wider den Willen der Collegien vornehmen. Die versammelten Bürger votiren einzeln, ohne zu debattiren. —

Die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts waren die Periode, in der diese Form, deren ausführlichere Beurtheilung hier wohl nicht am rechten Orte wäre, nach mannichfaltigen Unruhen vollendet wurde. Damals zerrütteten wüthende Faktionen den kleinen Staat, und Mißtrauen und Feindseligkeit entfernten alle Gewalten von einander. Der Magistrat schloß heimliche Bündnisse mit benachbarten Fürsten, um sich, wie man mit großer Wahrscheinlichkeit behauptete, souverain zu machen. Die Oberalten erlaubten sich offenbare Ungerechtigkeiten und Veruntreuungen der öffentlichen Gelder. Der Herzog von Zelle, als Bundesgenosse des Magistrats, stand im Begriff, sich des Stadtgebietes zu bemächtigen; und der kaiserliche Hof, der bereitwillig jeden Anlaß ergriff, sich als Herr der Reichsstädte zu

benehmen, ertheilte den Schuldigen Schutzbriefe, diktirte Gesetze, welche die Verfassung umwarfen, und drohte jeden Augenblick mit der Reichsacht.

Ich übergehe das Detail jener Händel. Verwickelungen dieser Art sind der Fluch des Geschichtschreibers, und die Pein seiner Leser. Voll Freude, hier nur die Pflichten des unterhaltenden Erzählers zu haben, begnüge ich mich, zu sagen: die Bürgerschaft, von allen Seiten bedrängt und gequält, hatte den Muth verloren, ihre Stimme zu erheben. In dumpfer, furchtsamer Betäubung ergab sie sich schon darein, über sich schalten zu lassen; ihre Rechte, vielleicht die Selbstständigkeit des ganzen Staates, waren nahe daran, auf immer verloren zu gehen, als ein kühner Patriot, Hieronymus Snitger, sich an die Spitze seiner Mitbürger stellte, und alles rettete.

Obgleich im Besitz eines großen Vermögens, obgleich wegen seines hellen Verstandes und seiner muthigen, unerschütterlichen Rechtschaffenheit allgemein hochgeachtet, hatte er doch nie nach einer Staatswürde gestrebt, und selbst in den Unruhen sich nie dazu gedrängt, eine Rolle zu spielen. Erst

als der Untergang der Stadt unvermeidlich schien, trat er auf. Er legte der Bürgerschaft Dokumente vor, die das Unrecht bewiesen, das der kaiserliche Hof gegen sie verübte. „Wollet ihr offenbare Ungebühr dulden, weil ihr keine Heere auszusenden habt? Jeder zahm erlittene Druck wird Berechtigung zu einem neuen. Die wahre Kraft des freyen Mannes und sein Schutz, bestehen in seinem Muth. Oft ist das sicherste Mittel, dem Untergange zu entgehn, daß man ihm trotzet. Muthig also widerstanden, ihr Bürger! Verlasset euch selbst nicht; und ihr seyd gerettet! Wenn euch Mächtige drohen, werden sich Mächtige finden, euch zu beschützen.“ —

Man kennt jene ausschweifende Hypothese eines Philosophen: die Seele erschaffe sich den Körper, den sie bewohnen solle. In der Politik ist sie gegründet. Snitgers kühner Geist ging auf die Versammlung über. In einer kraftvollen Erklärung deutete sie dem Magistrate an, daß sie ferner keine fremde Autorität in ihren Angelegenheiten anerkennen, keine Eingriffe in ihre Rechte dulden werde, und daß sie die Bestrafung der Schuldigen fordere.

Ihr Verfahren entsprach dem Geiste dieser Erklärung. Der Magistrat entsagte seinen ehrsüchtigen Planen wenigstens zum Schein, und versöhnte sich mit den Bürgern; die strafbaren Oberalten wurden abgesetzt, und mußten das Veruntreute erstatten; der Bürgermeister Meurer, der sich den fremden Höfen verkauft hatte, wurde kassirt, und mußte schwören, die Stadt nicht zu verlassen, brach aber seinen Schwur sogleich, indem er nach Zelle floh, wo ihn der Kaiser zum Reichshofrath ernannte. Der große Churfürst von Brandenburg drang bey dem Herzoge von Zelle auf die Einstellung aller Feindseligkeiten; und dieser sowohl, als der kaiserliche Hof, sahen, durch den einsichtsvollen Muth eines einzigen Bürgers, alle ihre Plane vereitelt, und die Stadt, die sie schon als ihre sichere Beute betrachtet hatten, freyer und selbstständiger als je.

Sie gaben ihre Absichten deshalb nicht auf; doch ehe sie von neuem an der Ausführung derselben arbeiteten, suchten sie den Mann aus Hamburg zu entfernen, den sie mit Recht als das Palladium der Stadt ansahen. Der kaiserliche Hof befahl Snitgern, zu entdecken, woher er die Papiere bekommen,

die er den Bürgern vorgelegt habe. Er antwortete kalt: „da er sein Wort gegeben, das zu verschweigen, so sehe man wohl, daß es ihm unmöglich sey, zu antworten.“ Seine Mitbürger unterstützten ihn, indem sie die Geschichte jener Papiere für ein Staatsgeheimniß erklärten, und sich unter einander verpflichteten, Gut und Leben für das Wohl ihres Patrioten aufzuopfern. — Das Cabinet von Wien forderte den Magistrat auf, Snitgern als einen Meuter zu verhaften und zu bestrafen. Die Bürgerschaft wiederholte ihren Eid, und hing seitdem mit völliger Hingebung an Snitgers Willen. Er benutzte das, alle Parteyen vollends zu versöhnen, und, wie er glaubte, den letzten Samen der Zwietracht zu ersticken.

Die feindlichen Höfe, die sich scheueten, einen offenbaren Angriff auf die Reichsstadt zu thun, schlugen, wahrscheinlich auf des meineidigen Meurers Anstiften, einen hinterlistigern Weg zu ihrem Ziele ein.

Als Snitger am Abend des 15ten März 1685 mit seiner Gattin aus einem Garten, den er in Ham besaß, nach der Stadt zurückkehrte, ward sein Wagen plötzlich von einem Trupp Reiter umringt. Sie rissen ihn

heraus, banden und knebelten ihn, warfen ihn rücklings in einen bereit stehenden Leiterwagen, setzten seine Gattin zu ihm, und jagten auf einem wenig befahrenen Wege davon. In Kurzem waren sie aus dem Gebiete der Stadt.

Eine einzige alte Frau, die während des Getümmels unbemerkt an der Gruppe von Reitern vorübergegangen war, hatte den Vorgang gesehen. Sie zeigt ihn im Thore an; und in Einem Augenblick jammert die Trauernachricht durch alle Strassen. Zitternd vor Schrecken und Wuth wimmeln die Bürger aus ihren Häusern hervor, die meisten schon unbekleidet, aber alle bewaffnet. Der rennt im Hemde mit bloßem Degen hin; der schleppt eine alte Flinte, jener eine Axt mit sich; und wer nichts anders erhaschen konnte, schwingt drohend seinen Stock. So stürmen sie zum Rathhause, wo sich der Magistrat, voll Entsetzen, schon versammelt hat. Von ihm fordern sie ihren gestohlenen Retter. „Snitger!“ ist der Name, den ein blasser Mund dem andern nachspricht. „Snitger!“ schluchzen die Weiber an der Seite ihrer Gatten, und selbst die Kinder stammeln weinend

auf allen Strassen den Namen des verehrten Patrioten.

Der äusserst erschrockene Senat thut, so viel er vermag. Er läßt alle seine reitenden Diener und Dragoner aufsitzen; er verspricht dem Retter Snitgers eine Belohnung von tausend Thalern; er befiehlt, um Geissel zu haben, Meurers Verwandten zu verhaften. Die Thore werden geöffnet: aus jedem stürzen Tausende von bewaffneten Bürgern, die sich auf alle Wege vertheilen, um sicher die Frevler nicht zu verfehlen. Eignes Gebiet oder fremdes: ihr Enthusiasmus läßt sie nicht darauf merken. Beflügelt von patriotischer Wuth, stürmen sie fort.

Die Räuber waren indess schon längst auf Zellischem Boden, wo sie sich in Sicherheit glaubten, und gemächlicher flohen. Bey Attelnburg wollen sie über die Elbe gehen. Die Fähre ist am andern Ufer; doch auf den ersten Wink stößt sie vom Lande. Man hebt indess Snitgern vom Wagen, und wirft ihn ins Gras. Weinend setzt sich seine Gattin neben ihn, indess der Anführer des Trupps auf der andern Seite das Taschenbuch des Gefangenen untersucht. Jetzt landet die Fähre, und — jetzt stürzt der Major

Eberrank an der Spitze der Hamburgischen Dragoner vom Hügel daher. Die Räuber, starr vor Schrecken, werden, ohne Widerstand zu thun, gefangen genommen, entwaffnet und gebunden. Snitgers Bande werden zerrissen; er besteigt wieder das Fuhrwerk, auf dem er noch vor wenigen Minuten so hülflos gelegen hatte: in einen Siegeswagen verwandelt, wird es zur Stadt zurückgelenkt.

Die Nachricht von Snitgers Befreyung jauchzt vor ihm her. Lange vor ihm erreicht sie Hamburg, und verwandelt den Jammer, der noch auf allen Straßsen weint, in das lauteste Jubelgeschrey. Die Männer, die von den andern Landstraßen, ohne Spuren gefunden zu haben, trostlos und erschöpft zurückkehren, vernehmen nicht so bald die freudige Nachricht, als sie schon wieder zum Steinthore hinausjagen, um den edlen Bürger zu empfangen. Wer keines Pferdes mächtig wird, und sich noch rüstig genug dazu fühlt, wandelt zu Fuß davon, und die Freude trägt ihn flüchtig hin. Frauen und Mädchen rafften ihren schönsten Putz zusammen, beladen sich mit allen Blumen und Früchten, welche die frühe Jahreszeit

noch in Zimmern und Treibhäusern bietet und folgen der Spur ihrer Männer und Väter. Greise, Kranke und Kinder schleichen an das Thor, oder lagern sich wenigstens vor den Häusern der Stralsen, durch die der Triumphzug gehen muß.

Bey Bergedorf traf Snitger am 20sten März auf den Vorderzug seiner ihn brüderlich liebenden Mitbürger. Willkommen und Heil! riefen ihm tausend Stimmen entgegen. Das dichte Gewimmel zwang den Wagen, zu halten. Jeder arbeitete sich durch, und schätzte sich glücklich, wenn es ihm gelang, die Hand des Geretteten zu schütteln; jeder bot alles auf, ihn bemerken zu lassen, daß auch er entzückt sey. Die rauhen Männer fühlten kaum, daß ihnen heiße Zähren über die Wangen herabflossen. Fast erschöpft von Liebkosungen, die er empfing und erwiederte, trat Snitger seinen weiteren Zug an; seine Mitbürger in dichtem Gedränge um ihn her, alle die Augen auf ihn, alle nur ihn im Herzen und Munde.

Indem sie so hinziehen — immer treffen noch Andre ein, immer muß der Wagen noch einmal halten, weil ein Bürger die Begierde nicht länger mäßigen kann, Snitgers

Hand an seine Brust zu drücken. Jetzt tönen ihnen laute Gesänge entgegen. Es ist die Schaar der Bürgerinnen, und die Männer jubeln leiser, damit man die sanfteren Stimmen ihrer Weiber und Töchter besser höre. Myrtenreiser und Apfelsinen fliegen von allen Seiten in Snitgers Wagen, und Blumen werden ihm auf den Weg gestreut.

Langsam rückte der Zug so fort. Jetzt war er am Thore der Stadt, und ein drittes Freudengeschrey ertönt, das rührendste von allen: die Greise und die Kinder erheben ihre schwachen Stimmen und ihre zitternden Hände! — So folgte eine ganze Stadt ihrem biedersten Manne durch die Straßen nach, und gerade zum Rathhause. Snitger steigt ab, und eilt die Stufen hinan. Parteygeist, Haß und Formalität sind vergessen. Weinend vor Freude, wie die Kinder und Weiber und Männer, empfangen ihn die Väter der Stadt. Er geht aus Einer Umarmung in die andre, und es verfließen Stunden unter Liebkosungen und Jubel.

Die Nacht brach ein, und mit ihr begann eine neue Feyer. Ohne Verabredung wurden alle Häuser erleuchtet; und wer kein Licht hatte, stellte wenigstens seine Lampe

an das Fenster des Kellers, den er bewohnte. Das Volk trug Holzstöße auf den Märkten zusammen, zündete sie an, und tanzte und sang um sie her, bis der anbrechende Morgen es erschöpft nach Hause sendete. —

Welch ein Fest! Wann herrschte der Fürst, dem je ein solches begangen wurde? O, hätte der wackre Snitger es nicht überlebt! — Es giebt in der Geschichte fast jedes ausgezeichneten Menschen Augenblicke, die zu ähnlichen Wünschen bewegen. Fast immer ist der Moment der höchsten Ehre — das prunkende Portal eines dumpfigen Leichenhauses! —

Von dem Zeitpunkte seiner Rettung an galt Snitger für den Schutzgeist Hamburgs, war er der Held und der Weise seiner Vaterstadt. Bey jedem Bedrängniß, in jeder Verlegenheit sah man auf zu ihm, und glaubte mit Zuversicht, er werde sie wenden. Jede Meinung ward in den Bürgerversammlungen als widerlegt angesehen, und schweigend zurückgenommen, sobald Snitger äußerte, sie sey nicht die seinige. Selbst der Magistrat wagte keinen Vortrag, über den er nicht vorher mit ihm Rücksprache genommen hatte. Es gab keinen Bürger in Hamburg, der nicht

mit Enthusiasmus Gut und Leben aufgeopfert hätte, ihn dem Staate zu erhalten. Snitger erwiderte diese Liebe mit gleich warmen Gefühlen. Das Wohl der Stadt war von nun an das Geschäft seines Lebens, das höchste und einzige Ziel seiner Gedanken. Aber er empfand zugleich sehr tief, welche furchtbare Bürde das Zutrauen war, das die Wohlfahrt des Staates in seine Hände legte. Mit trüber Entschlossenheit bemühte er sich, sie würdig zu tragen; doch — es gefiel der Vorsehung, ihn erliegen zu lassen.

Leider war es seine Rettung selbst, was Hamburg bald in äußerst grofse Bedrängnisse brachte. Die gefangenen Räuber wurden auf die Folter gelegt; sie bekannten, dafs sie in auswärtigen Kriegesdiensten ständen, und den Streich zufolge eines Auftrages von zwey in Hamburg residirenden Gesandten unternommen hätten. Der Magistrat glaubte darauf keine Rücksicht nehmen zu dürfen, und liefs sie auf offenem Markt enthaupten. Weit entfernt, ihre Theilnahme an dem Menschenraube zu läugnen, beschwerten sich jene Gesandten mit Heftigkeit darüber, dafs man sich unterstanden habe, ihre Werkzeuge zu bestrafen; als wenn wirklich ihr Rang hin-

reichen müfste, ein Bubenstück und dessen Vollzieher zu heiligen. Der kaiserliche Hof drohete mit der fürchterlichsten Rache, forderte ungeheure Geldsummen als Genugthuung, und verwies, da sie nicht bewilligt wurden, die Hamburgischen Deputirten aus Wien. Der Herzog von Zelle verlangte Satisfaction dafür, daß man sein Gebiet bey der Gefangennehmung der Räuber verletzt habe; und Hamburg sah sich — das gewöhnliche Schicksal zu kleiner Staaten, — mit neuen Mißhandlungen bedroht, weil es ihm gelungen war, eine vorhergehende zu vereiteln.

Im Anfange des Jahres 1686 nahmen Zellische Truppen unvermuthet den größten Theil des Hamburgischen Gebietes in Besitz. Der Magistrat wendete sich mit dringenden Bitten um Vermittelung an jenen Fürsten, der, so klein auch sein Land verhältnißmäßig war, doch mit ungleich begründeterm Rechte, als Ludwig der Vierzehnte, der Stolz seines Jahrhunderts genannt zu werden verdiente. Der große Churfürst hatte sich während der Unterhandlungen in Wien und Zelle sehr lebhaft für Hamburg verwendet. Auch jetzt liefs er dem Herzoge ernstliche

Vorstellungen thun, und bot der Stadt eine Besatzung an; aber sich in einen offenen Krieg für sie einzulassen, erlaubten ihm die Rücksichten auf das Wohl seines eigenen Staates nicht: und so schien Hamburg seinem Schicksale hülflos hingegeben.

Jetzt bemächtigte sich der ganzen Stadt jene ängstliche Ungewissheit, die niederschlagender ist, als die Gegenwart der furchtbarsten Gefahr. Handel und Gewerbe stockten, weil Fremde erst den Ausschlag des Geschickes erwarten wollten, ehe sie neue Geschäfte einleiteten, und weil selbst die Einwohner der Stadt heimlich Vorkehrungen trafen, sich, im Fall einer unglücklichen Belagerung, zu retten. Kaum kamen noch Lebensmittel zu Markte. Mit gesenktem Haupte und in trübes Sinnen verloren, schlichen Rathsherren und Bürger zu ihren Versammlungen, und wieder nach Hause, ohne Auskunft gefunden zu haben. Nur zu Snitgern sah man noch zuweilen mit Hoffnung auf; aber auch seine Mine zeigte tiefen Gram und jene finstre Fassung, mit der ein fester Mann der letzten, endenden Scene eines rühmlichen Lebens entgegen zu gehen pflegt. Auf der Stirne größerer Menschen

glaubt die Menge die Zukunft enträthseln zu können, wie an den Gipfeln der Berge das Wetter des folgenden Tages. Snitger sagte: nun schien alles verloren, —

Plötzlich erschien er wieder mit heiterem Gesicht auf der Börse und in der Bürgerversammlung; er besorgte ruhig seine Handelsgeschäfte, schlug eben so ruhig Mafsregeln vor, dieser oder jener Unannehmlichkeit abzuhelfen, und ermunterte jedermann zu guten Hoffnungen. Was ihn so umgewandelt hatte, vermochte man nicht zu errathen: aber seine Zuversicht ging wie ein Sonnenstrahl über die Stadt aus; und hätte man nach dem wiedergekehrten Frohsinn der Bürger schliessen wollen, so würde man alles haben für beygelegt halten müssen. Zwar ward diese Stimmung durch die Nachricht unterbrochen, dafs sich ein Corps Dänischer Truppen bey Glückstadt versammle; doch Snitger und seine Freunde wufsten dies so vortheilhaft zu deuten, dafs man es bald nur als einen Gegenstand der Neugier ansah, und die Ängstlichkeit belacht, die der Magistrat dabey zeigte. Desto gröfser aber war das Entsetzen, als die Dänen am 19ten August 1686 die Stadt einschlossen, und ihre Unter-

werfung forderten, auch gleich nachher einen lebhaften, aber vergeblichen Angriff auf eins ihrer Aufsenwerke machten.

Ist die Gefahr erst entschieden, so kehrt gewöhnlich Kraft in die Seele der Zagen-
den zurück. Die Bürger von Hamburg bewaffneten sich, und eilten auf die Wälle. Selbst fremde Matrosen und Handwerksge-
sellten thaten bereitwillig Wache. Sogar der Herzog von Zelle vergafs seinen Groll, und liefs, auf das Ersuchen des Magistrats, eben die 4000 Mann, die bis jetzt das Hambur-
gische Gebiet feindlich besetzt hatten, als Garnison in die Stadt rücken. Die fremden Gesandten, die in Hamburg anwesend waren, begaben sich in das Dänische Lager, um zu vermitteln. Der Churfürst von Brandenburg drohete, und die Herzoge von Mecklenburg zogen ihre Truppen zusammen. Der König von Dännemark sah also, dafs mit der fehlgeschlagenen Überrumpelung, sein ganzer Plan auf Hamburg verunglückt sey. Bereitwillig verstand er sich zu einem Vergleiche. In acht Tagen war die Gefahr, die Hamburgs Freyheit bedrohet hatte, abgeleitet; schon am 27sten August zogen sich die Dänen wieder zurück.

Aber noch ehe sie sich entfernten, war über die Veranlassung ihres Unternehmens ein Licht aufgegangen, das alle Bürger Hamburgs mit Entsetzen erfüllte. Der Dänische Resident Paulli hatte sich am 19ten August aus der Stadt entfernt. Eine Magd zeigte dem Senat an, sie habe ihn in der Nacht vor seiner Abreise einen Kasten in seinem Garten vergraben sehn. Der Magistrat liefs diesen Kasten erheben, öffnete ihn, untersuchte die Papiere, die er enthielt, und fand, — dafs Snitger ein geheimes Verständnifs mit dem Dänischen Cabinet gehabt hatte. — Er war der Eifrigste bey der Vertheidigung gewesen; die Polizeydiener, die ihn verhaften und in die Frohnerey führen sollten, fanden ihn in einer angegriffenen Schanze unter dem Gewehr; er hatte sich überhaupt fast nicht von den Wällen entfernt, seitdem die Dänen erschienen waren: gleichwohl zeugte seine unverkennbare Handschrift so unwidersprechlich gegen ihn, dafs kein Zweifel möglich blieb. —

Niedergedrückt von dem Bewußtseyn, dafs Er, obgleich unschuldig, es sey, der seiner Vaterstadt die Zellische Besetzung

ihres Gebietes und den Zorn des kaiserlichen Hofes zugezogen habe; gerührt durch die Anhänglichkeit, die seine Mitbürger ihm trotz jenen Widerwärtigkeiten zeigten, hatte er ängstlicher als jemand in der Stadt, überall nach Hülfe umhergespäht. Endlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben. Eine schon in der Jugend geknüpft Freundschaft verband ihn mit einem andern Bürger von Hamburg, Conrad Jastram, der zwar an Geist und Muth weit unter ihm stand, aber dafür ihm unerschütterlich ergeben war. Diesem theilte Snitger seinen Gedanken mit. Jastram billigte ihn mit Wärme; und ohne Verzug gingen nun Beyde an die Ausführung.

Schon im Jahr 1679 hatte Dännemark für eine Summe von 350,000 Thalern seinen Ansprüchen auf Hamburg zum Theil entsagt, zum Theil sie künftiger richterlichen Entscheidung überlassen. Der Magistrat glaubte zwar nicht, sehr auf diesen Vertrag bauen zu dürfen; aber den beyden geraden, rechtschaffenen Bürgern schien er hinlänglich, um mit Zuversicht auf Dännemarks Hülfe gegen den Herzog von Zelle zu hoffen, sobald man sie anriefe. Nur

über die Art, wie dies geschehen solle, waren sie verlegen.

Zufolge der Verfassung besaß nur der Magistrat das Recht dazu; er hatte sich aber durch seine ehemaligen geheimen Verbindungen mit Zelle so verdächtig gemacht, daß die Bürger selbst die Besitznehmung des Gebietes für eine Folge derselben ansahen. Wollte man die Bürgerschaft bereeden, die Unterhandlung zu übernehmen, so durfte man von der einen Seite nicht auf die nothwendige Geheimhaltung rechnen; und von der andern wäre dies ein äußerst bedenklicher Bruch der Verfassung gewesen, der den furchtbarsten Zwiespalt nach sich gezogen hätte. — Im Vertrauen auf die Liebe seiner Mitbürger und auf die Rechtlichkeit seiner Absichten, entschloß sich Snitger, in seinem Namen die Unterhandlungen anzufangen, und beging so aus Patriotismus — Hochverrath.

Die beyden Freunde wendeten sich an den obengenannten Dänischen Residenten; und in kurzer Zeit war der Traktat geschlossen. Der König von Dännemark versprach, die Zellischen Truppen mit Gewalt aus dem Gebiete von Hamburg zu vertreiben, und

Snitger gelobte dagegen, daß die Stadt dem Könige durch eine feyerliche Deputation danken, und ihm die Kosten der Rüstung bezahlen solle.

Er hatte nichts versprochen, was er nicht erfüllen konnte. Aus Liebe zu ihm, würden die Bürger sich zu den größesten Aufopferungen verstanden haben: wie konnten sie wohl zögern, einen so wichtigen Dienst, als Dännemark versprach, durch eine bloße Danksagung und durch Kostenersatz zu erwiedern? Hätte Snitger mit einem rechtschaffenen Privatmanne zu thun gehabt, so würde er sich eine neue Bürgerkrone verdient haben: er hatte sich aber an ein Cabinet gewandt; und so mußte er schwer für sein unbesonnenes Zutrauen büßen. Dännemark versammelte Truppen, doch nur, wie wir gesehen haben, um die Unterdrückung Hamburgs zu vollenden.

Offen und ruhig erzählten Snitger und Jastram im Verhör ihre Absichten und ihre Mafsregeln; allein die Eifersucht und der Haß des Magistrats waren aufs neue erwacht. Sie wurden auf die Folter gespannt. Unter den gräßlichsten Martern konnten Beyde nichts mehr bekennen, als was sie

ohnehin schon gestanden hatten: ihren Wunsch, Hamburg zu retten; ihr unüberlegtes Zutrauen zu ihrem Einflusse; ihren übereilten Glauben an die Redlichkeit eines Cabinettes.

Ihre Freunde bebten von ihnen zurück, und ihre erbitterten Feinde hatten den unmenschlichen Genuß, den schrecklichsten Sinn in ihre patriotische Unbesonnenheit hinein zu deuten: so war sie hinreichend, ihnen das Todesurtheil zuzuziehen.

Indefs wagte man es noch immer nicht, rasch zum Äußersten zu gehn. Erst als man den Bürgern einige Monate Zeit gelassen, sich in den Versammlungen an die Abwesenheit ihrer Patrioten zu gewöhnen; erst als man noch mehr fremde Truppen — theils Brandenburgische, theils Mecklenburgische — in die Stadt gezogen hatte, ward das Urtheil publicirt. Es entschied: „dass Snitger und Jastram enthauptet und geviertheilt, und ihre Köpfe dann über zwey Stadtthoren aufgesteckt werden sollten.“ Was diesen Spruch völlig als den Sieg einer Faktion bezeichnet, ist der Umstand, dass man zugleich die Rückberufung des meineidigen Meurer und seine Herstellung in die Bürgermeisterwürde, beschloß.

Der 4te Oktober 1686 war der furchtbare Tag, dem alle rechtschaffene Bürger Ham-

burgs mit Schrecken, und sogar Snitgers blutgierige Feinde nur mit banger, zweifelnder Freude entgegen sahn: der Tag der Vollziehung. Snitger selbst war vielleicht der Einzige, der ihn mit voller Fassung erwartete.

Als die Stunde der Hinrichtung anbrach, besetzte man die Märkte, die Thore und den Richtplatz vor der Stadt mit fremden Truppen. Dann erst begannen die Glocken ihren feyerlichen Ruf, bey dem sich alle Bürger in ihren Häusern, mit Thränen des Jammers, verschlossen. Der ganze Staat schien einem Todeskampfe entgegen zu gehn.

Eine starke Bedeckung holte zuerst Jastram aus seinem Gefängnisse ab. Sein zärtlicher Körperbau, sein furchtsamer Geist hatten den Schmerzen der Folter, dem Schrecken des Kerkers und des nahenden Todes nicht widerstehen können; er zitterte zum Richtplatze hin. Als er durch das Steinthor geführt ward, sah er die Knechte des Büttels eben beschäftigt, die Stange zu befestigen, auf welcher der Kopf seines Freundes, als ein lange dauerndes Schmachzeichen, stehen sollte. Er sank ohnmächtig an dem Fusse der angelehnten Leiter nieder. Man riß ihn auf, man zerrte ihn fort: fast ohne Bewußtseyn empfing er den Streich des Todes.

Noch rührender war die Scene, die Snit-

gers edles Leben endigte. Man erinnert sich seiner Gattin, die einst den schönsten, rührendsten Triumph mit ihm theilte, den je ein Staatsbürger gehabt hat. Auch ins Gefängniß war sie ihm treu gefolgt; auch in die Folterkammer hatte sie ihn, mit dem unerschütterlichen Muthe einer Spartanerin, begleiten wollen. Man war so menschlich gewesen, es nicht zu erlauben: aber welche Gefühle mögen während der gräßlichen Zeit seiner Marter das Herz der Verlassenen zerissen haben! Und wenn man ihn nun, halb sinnlos vor Schmerz, und unfähig, seinen verrenkten Gliedern zu gebieten, ihrer jammervollen Pflege zurückgab — Vorüber! vorüber! Es giebt Situationen, vor denen die Seele des Erzählenden zurückschaudert, und die er, aus Schonung, die Hörer kaum darf ahnen lassen. —

Mit festem, entschlossenem Schritte traf Snitger aus seinem Kerker hervor, unter die schreckliche Begleitung, die ihn erwartete. Hinter ihm bebte ein bleiches, abgezehrtes Gespenst über die Schwelle. Der dumpfe Schreckenruf der Glocken, der ihr zugleich mit der ungewohnten, freyern Luft entgegen kam; die Weiber und Kinder, die in der Entfernung jammerten; die starren, gefühllosen Gesichter der Soldaten. — Die Unglück-

liche ertrug es nicht: sie stürzte ohnmächtig zu Boden. Ein mitleidiger Büttel sprang zu, ihr zu helfen. Snitger sah sich um. „Ein Ehrloser sollte seine treue, angebetete Genossin auch nur berühren?“ Er schleuderte den Büttel zurück, raffte selbst seine unglückliche Gattin vom Boden auf, und lehnte sie an die Stufen des Gefängnisses. Als ein Zeichen seiner Bürgerwürde, hatte man ihm einen schwarzen Mantel umgehängt. Er riß ihn von den Schultern, deckte ihn über die Ohnmächtige, drückte noch einen Abschiedskuß auf ihre blassen, welken Lippen, und ging gefaßt den Weg, den er nie zurückgehen sollte. Als sie ihr Bewußtseyn wieder erhielt, triefte schon sein Kopf über demselben Thore, durch das ihn an ihrer Seite, kaum achtzehn Monate vorher, der laute Jubel der ganzen Stadt begleitet hatte. —

Snitgers Vermögen wurde eingezogen, um dem Könige von Dänemark die Kosten der Belagerung zu bezahlen. Seine Wittwe schmachtete noch einige Jahre bey Almosen, ehe der Gram sie tödtete. Seine Kinder, sagt Hefs, wurden im Waisenhouse von den Folgen der Vernachlässigung aufgezehrt. —

Beatus ille, cui licet forum vitare!

Die
Unterhaltung beym Punschnapfe
ein
Coq - à - l' - A n e.

(Geschrieben im Jahr 1802.)

Unterhaltung bey der Putschung

Cod. A. V. - A. 16.

(Gegeben im Jahr 1800)

Berühmt zu werden, ist nicht schwer! Der Graf von A** wurde es durch eine Ohrfeige, die er — einstecken mußte. Aber die Rolle eines Merkwürdigen mit Anstand spielen, das, das ist die schwierige Aufgabe, die nur äußerst wenige zu lösen vermögen.

Es giebt so mancherley Weisen den Ruhm zu tragen, wie den Stock. Dieser hat unaufhörlich den Knopf zwischen den Lippen, und saugt und kaut daran, wirft bedeutende Blicke um sich her und — ist gar zu possirlich. Jener faßt seinen Stab mit der vollen Hand, und tritt eben so oft damit nieder, wie mit den Füßen: man sieht wohl, das einmal angeschafte Geräthe ist ihm unentbehrlich geworden; er würde nicht mehr ohne dasselbe gut hinschreiten können. Der dritte streckt sein Rohr, wie einen Speer, halbgesenkt vor oder hinter sich, und ist jeden Augenblick einem andern damit zwischen den Beinen. Der vierte schwingt seine Badine unaufhörlich zwischen den Fingern

und thut gedankenlos Luftstreiche, bey denen er aber zuweilen einen Vorübergehenden treffen oder sein Stäbchen an einem Baume oder Pfeiler zersplittern kann; wenigstens glauben die Hunde der ganzen Strasse, er drohe ihnen und klaffen hinter ihm her. — Am lästigsten von allen, ist die Gattung von Berühmten, die ihren Ruhm, ohne Mitwirkung ihres Verdienstes, bloß dem Zufalle verdanken, und nun einfältig genug sind, was ihnen wiederfuhr, für ihre That, was sie sahen, für ihr Werk zu halten, und sich damit viel zu wissen: Müllerthiere, die sich für Turnierrenner ansehen, und mit trotzig emporgeworfnem Kopfe einherschreiten, weil — es ihnen einmal begegnete, ein Bündel Lanzen zu tragen.

Zu dieser Klasse gehört Herr V**, der mir vor einiger Zeit einen sehr langweiligen Abend und eine sehr angenehme Mitternacht verschaffte. Er ist vor kurzem aus Egypten zurückgekommen. Vermuthlich hat er dort von nichts gesprochen, als von Deutschland, denn hier kommt schlechterdings nichts aus seinem Munde, als Merkwürdigkeiten Egyptens, und alle werden in seinem Munde zu Mumien ausgedörret. Ein halbes Stündchen

hört sich's ihm allenfalls ganz artig zu, aber dann hat man auch seiner Raritätensammlung und seiner Fabeln satt.

Ein Freund von mir gab ihm kurz nach seiner Ankunft ein Abendessen, zu dem auch ich mit mehrern Bekannten eingeladen war. Wir kamen, sahen den Egyptier und — flohen ihm aus dem Wege, so gut sich's thun liefs, bis wir zur Tafel gerufen wurden. Hier mußte man wohl Stand halten, und der Schwätzer triumphirte. Am meisten litt unsre lebenswürdige Wirthin, neben der er den Ehrenplatz hatte, und an die er sein Geschwätz unaufhörlich richtete. Endlich, da die Mahlzeit geendigt war, der Punschnapf hereingebracht wurde, und er noch nicht aufhören wollte, — neigte sich Frau von W** zu ihrem andern Nachbar, den Chevalier St. P**, und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er nickte lächelnd und flüsterte seinem Nachbar zu, dieser gab das Wort weiter, und in kurzem waren die Meisten von uns verschworen.

Nur der Doktor L** war uns noch im Wege. Voll Ärger über die Grofssprechereyen des Fremdlings, hatte er sich endlich ganz ernsthaft daran gemacht, ihn zu widerlegen,

und disputirte eifrig und laut. Umsonst versuchten wir es, ihn unmerklich zurecht zu weisen: er hörte gar nicht auf uns, übersah unser Winken und demonstirte immer fort, mit glühendem Gesichte. —

Plötzlich schlug der Chevalier ein lautes schallendes Gelächter auf, das selbst dem Streite eine Pause aufdrang. „O erlauben Sie doch, Herr Doktor, rief er endlich, daß ich der Gesellschaft eine Anekdote mittheile, die mir Herr von D** eben erzählt hat. — Aber vergessen Sie ihr Wort darüber nicht.“ —

Philidor, wie Sie alle wissen, lebte eigentlich von der Musik. Eines Tages, da er eben sehr eifrig mit einer Composition beschäftigt ist, dringt ein junger ungeschlechter Lord zu ihm, trotz des Widerstandes der Bedienten herein, und schwört bey allen Teufeln, er sey bloß deswegen aus England gekommen, um mit ihm Schach zu spielen.

Philidor entschuldigt sich höflich, daß er weder heut noch in den nächsten Tagen Zeit dazu habe: aber Mylord erklärt, er wolle nicht länger in dem verwünschten Frankreich aushalten, als bis er Philidor matt gesetzt hätte, und das müsse sogleich geschehn; er ginge nicht von der Stelle.

Philidor besah sich seinen Mann von oben bis unten. Der Portwein glühte auf seinen Wangen, blitzte in seinen Augen, stammelte auf seiner Zunge: aber eben deswegen war es gefährlich, ihn geradezu abzuweisen. Gut, sagte Philidor endlich lächelnd; ich habe zwar in diesen Augenblicken nicht Muße, aber ich will Ihnen meinen Zögling hersetzen: wenn Sie dem abgewinnen, so stehe ich Ihnen für den ganzen Abend zu Befehl. Mylord willigte ein. Philidor rief ins Kabinet: — Hanns! Hanns! Hanns! — Was meinen Sie, wer herein hüpfte? Ein niedlicher Sapaju. Ein Wink, und das Thier saß am Tische und ordnete die Steine. Meinen Sie nicht, Herr Doktor, daß dieses der beste Gegner war, den er einem berauschten Zudringlichen entgegensetzen konnte?

Hier überfiel den Chevalier ein heftiger Husten, während dessen der Doktor den erhaltenen Rath recht wohl einzunehmen schien, denn er hatte Mühe, beim Auf- lachen seine Augen von dem Herrn V** abzuwenden, dieser aber fragte mit so eifriger Neugier einmal über das andere: „Und wie lief das ab?“ — Der Chevalier mußte

seiner Anekdote wohl irgend ein Ende machen.

Mylord, fuhr er also fort, schien anfangs den Vorschlag übel zu nehmen, aber auf Philidors wiederholte Versicherung, wenn Se. Herrlichkeit gewänne, stände er zu Befehl, entschloß sich Se. Herrlichkeit endlich zu versuchen, was denn die Bestie gelernt habe? Philidor ging an sein Arbeitspult zurück; aber in einigen Minuten springt Hanns mit großem Geheule ins Cabinet und versteckt sich unter den Stuhl seines Herrn.

Philidor eilt hinaus um zu erfahren was vorgegangen sey. Gleich nach dem dritten oder vierten Zuge hatte der Affe angefangen, den Engländer mit Zähneßetschen und Greifen anzusehn. Mit dem zwölften Zuge war der Lord matt gesetzt und Hanns lachte so höhnisch, — es war Sr. betrunkenen Herrlichkeit unmöglich gewesen, ihm nicht eine Ohrfeige zu geben. Indefs fühlte sie doch, daß sie unrecht gethan habe. Sie bat Philidor um Verzeihung und um noch eine Partie mit seinem Hanns. „Ich will Ihnen wohl verzeihen, sagte Philidor, aber ob Hanns es thut, weiß ich nicht.“ Er lockte ihn; Hanns kam nicht. Er befahl, und traurig schlich

Hanns herbey: traurig hockte er sich auf seinen Stuhl wieder hin, den Kopf gesenkt, die Augen halb geschlossen. „Nun, sagte Philidor zum Engländer, versuchen Sie Ihr Glück noch einmal: aber übel nehmen müssen Sie es diesem Meister nicht, wenn er Sie wieder auslacht, sobald Sie einen Schülerstreich begehn: es ist so seine Meisternatur.“

Der Lord versprach es, und nahm seinen Platz; Philidor kehrte an sein Pult zurück und alle drey waren eine Viertelstunde lang ganz stille beschäftigt. Plötzlich schreit der Engländer laut auf: „Das ist ja ein verfluchtes Thier! Ich hab' ihm nicht das Geringste gethan und“ — Schon glaubte Philidor, Hanns hätte das Spiel verloren und sich auch durch eine Ohrfeige gerächt, doch nein, als er herauskam, steckte Hanns unter dem Sopha, und fuhr nur dann und wann mit dem niedlichen Köpfchen hervor um zu lauschen.

„Ich will nicht hoffen, Mylord, sagte Philidor —

„Nein, bey Gott, ich hab' ihm nichts gethan! Mit einemmale springt er auf und läuft davon.“

„Lassen Sie uns doch einmal das Spiel

untersuchen, sagte Philidor! — Richtig! Hanns hatte eine neue Ohrfeige zu fürchten; Sie stehen am Matt.“

„Unmöglich!“

„Ziehen Sie!“

Sie zogen, und Philidor machte seine Behauptung mit drey Zügen wahr. „Da Sie nicht einmal meinem Affen abgewinnen konnten, Mylord, sagte er, so werden Sie nicht verlangen, —“

Ich empfehle mich Ihnen! rief der Engländer, den der Zorn ganz nüchtern gemacht hatte, lief zur Thür hinaus und kehrte auf der Stelle nach London zurück, wo er sein Abentheuer keinem Menschen erzählt haben soll. —

Noch mehr als das Histörchen selbst, ergötzte uns die Art wie Herr V** es aufnahm. Er hatte die Naivetät, Zweifel gegen die vollständige Wahrheit einiger Umstände erregen zu wollen: doch endlich besann er sich darauf, in Egypten einen ganz ähnlichen Vorfall mit einem zahmen Crokodil angesehen zu haben, das —

Was werden Sie erst zu dem Beweise sagen, übersprach ihn der Herr von R**, der neben dem Chevalier saß, zu dem Beweise,

den ich Ihnen von dem Verstande der Hunde in Paris, erzählen will?

„Ich weiß nicht, ob Morand auch in Deutschland bekannt ist, aber in Paris war er vor der Revolution der berühmteste Wundarzt. Es galt geradehin für eine Unmöglichkeit, daß eine Prinzessin, die sich in den Finger geschnitten hatte, geheilt werden könne, wenn Morand sie nicht verband. Kein Wunder! Bey einem schönen Gesichte und blitzenden Augen, bey einem hohen, kraftvollen Wuchse und strotzenden Muskeln, war er erst dreyßig Jahr und unverheyrathet. Zum Glücke wußte man nicht, daß Jungfer Nannette, seine kleine Haushälterin, erst sechzehn Jahr und tausend Reize hatte: sonst — man kennt die Verläumdung! — sonst hätten Damen von einem gewissen Alter und einer gewissen Figur sich wohl viel seltener den Fuß verrenkt, oder so etwas.

Hielten die Damen viel auf Morand, so hielt er noch mehr auf Jungfer Nannetten, und das liebe Mädchen verdiente es. Sie war nicht nur allerliebste an Wuchs, Gesicht und Feuer, sondern auch tugendhaft und gutherzig, so gutherzig — Urtheilen Sie selbst aus folgendem Zuge.

Eines Morgens, da sie auf den Markt ging, den Einkauf für die kleine Wirthschaft zu machen, sah sie einen Haufen Gassenbuben an einer tiefen Gosse stehen und jauchzen. Sie eilt hinzu, sie drängt sich durch: ein niedlicher Löwenhund liegt in der Gosse und heult erbärmlich. „So helft ihm doch! So zieht ihn doch heraus!“ rief Nannette.

„Es ist umsonst! antwortete man. Eben ging ihm ein Wagen über den Leib.“

„Ein Wagen! schrie Nannette mit Thränen in den Augen. Armes Geschöpf!“ — und damit grif sie zu, zog den Hund aus der Gosse, schlug ihn in ihre kleine Schürze und eilte nach Hause. Die Buben johlten und zischten hinter ihr her.

Morand war eben aus dem Bette gestiegen, als Nannette ins Zimmer trat. „Lieber Herr Morand, rief sie, Sie heilen so manchen Menschen, dem nichts fehlt, und so manchen, der es Ihnen nicht dankt, wollten Sie wohl einmal auch für Nannette eine Cur unternehmen?“

„Was fehlt dir denn? Oder ist deine Freundin krank?“

„Ach, ich und meine Freundin, wir sind gesund! Aber da ist dieser Hund! Ich

hab' ihn eben aus der Gosse gezogen; ich hab' ihn so lieb! Ein Wagen ist ihm über den Leib gegangen. Lieber, lieber Herr Morand!“

Nannette war so schön indem sie bat, so reizend! Morand konnte nicht widerstehn. Zwar verging noch eine große Viertelstunde, eh' er den Patienten, den Nannette auf einen Armsessel niedergelegt hatte, besichtigte, aber hochmüthige Zweifel waren es nicht, was ihn so lange beschäftigte.

Es fand sich, daß dem armen Thierchen nur das rechte Vorderbein gebrochen war. Morand schiente es ihm; Nannette kochte ihm Kraftbrühen, und bey dem geringsten Laute, den der Kranke von sich gab, eilte sie herbey um zu sehen, was ihm fehle. Gutes Mädchen, dachte Morand mit Entzücken, was wirst du erst als Mutter thun!

Nach acht Tagen war Phaon hergestellt, und lärmte schon mit Nannetten die Treppen auf und ab. Wo sie war, war auch er; bey Tische stand ein eigener Stuhl für ihn neben dem ihrigen, und selbst ins Bett schlüpfte er mit ihr, obwohl Herr Morand ihm manchen Fußtritt gab.

„Herr Morand!“ fragten wir lachend.

Je nun! Phaon wird sich zuweilen im Zimmer und Bett versehen haben. Sey es indessen, daß ihn die Fußstöße beleidigten, sey es, daß Hunde zuweilen eben so unverständlich und undankbar sind, als Menschen, — genug, nach einiger Zeit verschwand Phaon. Nannette suchte ihn überall mit lautem Jammer; Morand machte seinen Verlust in den Zeitungen bekannt: umsonst! Phaon war fort. Seine Wohlthäterin weinte sich vergeblich die schönen Augen roth: aber endlich hörte sie auf zu weinen und Phaon war vergessen.

Doch nein! Vergessen war er nicht. Obgleich sechzehnjährige Französinnen ziemlich erwachsen zu seyn pflegen, sind sie doch selten schon ganz gebildete Frauenzimmer: vergessen war Phaon also noch nicht, als Nannette nach sechs Wochen, eines Morgens ganz frühe, seine Stimme vor der Hausthüre zu hören glaubte. „Phaon!“ schrie Jungfer Nannette, und sprang so wild aus dem Bette, daß Herr Morand erschrocken auffuhr —

„Wieder Herr Morand?“ —

Chikaniren Sie mich nicht! Sein Zimmer war unter dem ihrigen, und sie warf vermuthlich in der Eile einen Stuhl um.

„Phaon!“ schrie sie und lief mit bloßen Füßchen die Treppe hinunter; „Phaon!“ indem sie die Hausthür aufschloß, aufrifs —

In der That, Phaon selbst sprang wedelnd an ihr auf, und hinter ihm wedelte ein andres Löwenhündchen, das auch ein Bein gebrochen hatte. —

Die ganze Gesellschaft sah den ernsthaften Erzähler einige Sekunden erstaunt an, und brach dann in ein lautes Gelächter aus. Zu unserm Verdrusse aber lachte Herr V** so laut als wir, ja er kam so gar auf sein Crokodil zurück: aber eh' er sein Ungeheuer konnte entschlüpfen lassen, sagte der Hofrath B** der neben dem Herrn von R** saß:

„Es ist doch höchst sonderbar, wie sich die Ideen oft durchkreuzen. Die eben erzählten Anekdoten erinnern mich an einen Traum, den der Cardinal Bernis einmal gehabt haben wollte, — und doch ist, ich versichere Sie, nicht der geringste Zusammenhang zwischen ihnen.“

„Lassen Sie hören!“ rief unsre Wirthin, mit einem scheuen Blicke auf den Egyptischen Pilger. Vielleicht finden wir den Zusammenhang auf, den Sie vermissen.“

„Der Cardinal Bernis war ein Mann, —

„Den Sie uns nicht erst sollen kennen lehren.“

„Sie haben Recht, Madame, ich brauch' ihn nicht zu schildern. Dieser helldenkende Philosoph, der mit ernster, unerheuchelter Würde den Priester zu spielen verstand; dieser tiefe Politiker, der zugleich der gewandteste, einnehmendste Gesellschafter war; dieser witzige Kopf, der jedem philosophischen Gedanken die Pointe eines Epigramms zu geben, und durch bloße Bonmots oft auf wichtige Wahrheiten zu leiten wußte: wie sollten Sie seinen Charakter nicht kennen!“ —

„Eines Abends war ich mit ihm in einer Gesellschaft, in der mit Ernst und Heftigkeit über Gott und die Fortdauer der Seele gesprochen wurde. Besonders vorlaut war ein gewisser alter Bischof, der halb Philosoph und halb Ascetiker, sich unaufhörlich auf das angebohrne dunkle Bewußtseyn von jenen Gegenständen berief. Wissen, sagte er, gerade wie unsere neuern Idealisten, wissen könne man ja ohnehin nichts, wenn man nicht vom Glauben ausginge. Dann aber stiesse man überall auf Beweise.“ —

Anfangs hatte der Cardinal halblächelnd mitgesprochen: da der Schwätzer aber immer

erhabner und mystischer wurde, jemehr man ihm widersprach, schwieg Bernis, und endlich entstand eine allgemeine Stille. —

„Damit wir von jenen Gegenständen abkommen, sagte endlich der Cardinal, muß ich doch, apropos des Glaubens, einen sonderbaren Vorfall erzählen, der mir wiederfuhr, als ich noch bey den Jesuiten studirte.“

„Ich hatte damals sehr brausendes Blut. Ich schlief sehr unruhig, wandelte im Schlaf umher und war oft voll Schrecken, wenn ich von ein Paar Rippenstößen erwachte und jemand neben mir im Bette fühlte, — zu dem ich mich nehmlich gelegt hatte. Sie können Sich's denken, wie sehr ich meine Camaraden quälte, und wie oft ich mir Stirn und Beine blutig stiefs. Indefs — geben Sie mir meine siebzehn Jahre wieder, und ich nehme freudig auch mein tobendes Blut zurück und meine unruhigen Träume, — einen einzigen ausgenommen. Nein, der war zu fürchterlich!“

„Stellen Sie sich vor, ich glaubte krank zu seyn. Der Arzt befühlte mir den Puls, und schüttelte den Kopf. Er verordnete mir Ptisanen, Pulver u. s. w. Meine Gefährten kamen nach einander mit bedenk-

lichen Mienen an mein Bett und gingen mit bedenklichern wieder fort. Endlich trat mein Beichtvater herein. Er traute mir nicht recht, denn in gesunden Tagen war ich ein arger Spötter gewesen: aber ach er fand mich so zahm, so zahm! Ich beichtete ihm offenhertzig alle meine kleinen Sünden, selbst die Possen, die ich ihm heimlich gerissen hatte, und er ertheilte mir Absolution und Abendmahl. Der Arzt kam wieder, noch unruhiger und finstrer als vorher. Er besprach sich mit zwey andern Ärzten. „Keine Rettung!“ war ihr gemeinschaftlicher Ausspruch, und meine Camaraden brachen in laute Wehklagen aus, lobten mich, jammernten. Ich wollte sie versichern, die Ärzte müßten sich irren, ich befände mich so schlimm eben nicht: aber ich hatte die Sprache verloren. Man gab mir die letzte Ölung; endlich schrie man: er stirbt! er ist todt! und drückte mir die Augen zu. Ich versuchte, mit der Hand ein Lebenszeichen zu geben: umsonst! Keinen Finger konnt' ich regen.

Man zog mir das Todtenhemde an. Der Tischler nahm das Mafs zu meinem Sarge: wie wünschte ich, ihn mit einem tüchtigen

Faustschlage heimzuschicken, aber wie gesagt, ich war bewegungslos. Selbst als er den fürchterlichen Kasten wieder brachte, man mich hineinlegte, den Deckel verschloß, mich aufhob um mich in die Kirche zu tragen, das *de profundis* anstimmte: ich verzweifelte, aber regen konnt' ich mich nicht. Man legte den Sarg auf die Seile; man senkte ihn ins Grab; ich hörte die herabrollende Erde auf seinen Deckel fallen: jetzt machte ich eine wüthende Anstrengung — und erwachte.

Aber meine bisherige Angst war Wonne gewesen, gegen das volle Bewußtseyn, zu dem ich jetzt gelangte, man habe mich wirklich begraben, denn ich befand mich in der tiefsten Dunkelheit; ich fühlte mich eng eingepreßt und den Druck des Sargdeckels auf der Stirn und Brust. Während der ersten Minuten lag ich in starrem Glauben und Entsetzen da, indess mir der Angstschweiß ausbrach. Endlich kehrte mein Skepticismus zurück und ich befühlte mich: ich hatte wirklich das Todtenhemde an. Ich versuchte die eine Hand auszustrecken: ich stieß an die kalte Sargwand. Die andre — sie fand weitem Spielraum. Ich streckte sie weiter und

weiter: mit jedem Zoll, den sie vorrückte, wuchs mir der Muth. Endlich gerieth sie an etwas, das eine bekannte Form hatte; ich fühlte genauer nach und es war — rathen Sie? — es war — einer von meinen Pantoffeln. Ich war, wie gewöhnlich, im Schläfe gewandert, hatte bey der Rückkehr mein Bett verfehlt und lag jetzt — trotz meines Bewußtseyns, und meines Glaubens, — nicht im Sarge, aber auch nicht im Bette, sondern — unter demselben.

Aber glauben Sie wohl, setzte der Hofrath hinzu, indem er sich an Herrn V** wandte, daß der ascetische Schwärmer den Spott des Cardinals verstanden, sich etwa auch nach seinen Pantoffeln umgesehen habe? Bewahre! Er fand in dem Traum, eine göttliche Weisung, und fing an, sie zu deuten.

Vortrefflich! rief Herr V**. Ihr Cardinal muß ein interessanter Mann gewesen seyn. Ich stelle mir ihn vor, wie den Mustapha Bey, den ich in Cahiro —

Vergessen Sie ja nicht, was Sie uns mittheilen wollten, sagte die Wirthin lächelnd, aber wenn Sie erlauben, so lassen Sie uns, da wir einmal im Erzählen sind, der Reihe folgen. Lieber Onkel, —

Herr von T**, ein ehrlicher alter Landedelmann, aus Böhmen, der neben dem Grafen saß, entschuldigte sich weitläufig, daß er nichts Interessantes mitzutheilen habe; aber seine schöne Nichte drang so lebhaft in ihn, und wir alle thaten es, — einige von uns, ich muß es gestehen, mit der schadenfrohen Erwartung, ihn etwas recht Abgeschmacktes vorbringen zu hören, besonders da er folgender Weise anfang:

Der Herr Chevalier hat mit seinem Hunde vorhin wohl nur Spafs gemacht, aber er brachte mir durch eine Erinnerung beynah Thränen ins Auge.

Nächsten Walpurgis sinds nun vier Jahr, als mein Schäfer mir klagte, ein Wolf habe ihm in drey Tagen zwey Schafe gestohlen, und seinen Hund halbtodt gebissen. Ich hörte, daß das Thier schon seit einiger Zeit viel Schaden in der Gegend angerichtet habe. Ich ritt selbst mit meinen beyden Jägern aus, ihm nachzuspüren, und sieh da, wir entdeckten gleich den ersten Tag sein Lager im Dickigt. Ich selbst schlich mich durchs Gebüsch und fand — es war eine Wölfin, — sie gerade dabey, daß sie ihre beyden Jungen säugte. Ich legte an, ich brannte los, und

ich mein', ich traf sie gut! Auf den ersten Schufs stürzte sie hin: aber als ich nun hinzutrat, und sah, wie sie sich im Blut wälzte, und die blinden Jungen winselnd an ihren Brüsten hingen, ihrer Mutter Blut leckten für Milch und nicht wußten, und nicht einmal sehen konnten, was mit ihr geschehn war: das Herz ging mir über. Mein Christian wollte sie mit der Kolbe todt schlagen, aber, „laß sie leben, Christian, sagte ich; die arme blinde Brut hat ja noch nichts Böses gethan und kann doch in der Welt nichts davor, daß sie keine Hundebrut, sondern Wolfsbrut ist. Laß die armen Gottesgeschöpfe leben, und nimm sie mir mit nach Hause.“

Wie gesagt, so geschehn! Ich hatte zu Hause gerade eine säugende Hündin, deren Jungen meistens gestorben waren: ich liefs ihr die beyden jungen Wölfe hinlegen, und sie nahm sie recht willig an. Der eine starb bald, aber der andere wuchs auf. Will doch einmal sehen, was aus so einem Thier wird, dacht' ich, wenn es eine ordentliche Erziehung bekommt, und gab ihn dem Schäfersknecht. Das muß ich sagen, das Thier liefs sich recht gut an. Schmeicheln

und wedeln mocht' er nicht; er kam niemals, als wenn man ihn rief, und auch dann blieb er furchtsam auf einige Schritte weit stehen. Trat man zu ihm und streichelte ihn, so liess er das ganz ernsthaft geschehn, aber er senkte den Kopf dabey, und wedelte mich niemals an. Das gefiel mir nun nicht, aber ich dachte, das ist nun einmal seine Wolfsnatur; er weiss ja doch nicht recht, wie er mit den Menschen daran ist. Ach, der arme Waldmann wufste das recht gut, und dass uns Menschen niemals recht zu trauen ist, weil wir nicht trauen. Der Schäfer sagte mir übrigens, dass er den ganzen Tag unter der Karre liege und schlafe, aber so wie die Nacht anbräche, spräng' er auf, und trabte immerfort um die Hürde her, bis es wieder Tag werde. So wie sich nur ein andrer Wolf wittern liess, weckte er den Schäfer mit Murren und Heulen, ja, mehr als einmal biss er sich mit seinen wilden Brüdern tapfer herum. Dadurch hatte der Schäfer so grosses Zutrauen zu ihm bekommen, dass er ihn im Winter sogar zu den Schafen in den Stall sperrte. Vorigen Winter aber kommt er einmal ganz blafs und erschrocken

zu mir, und erzählt mir, Waldmann sey toll geworden. Wie er die Stallthüre geöffnet habe, sey das Thier ihm mit großen Sprüngen entgegen gekommen, habe ihm die beyden Vorderfüsse auf die Schultern gelegt und ihn im Gesicht, er wisse nicht, ob lecken oder beißen wollen; sey dann wieder fortgesprungen, immer mit großen Sätzen im Stall herum. Sein Maul und sein Fell seyen ganz voll Blut gewesen: sicher hab' er ein Paar Schafe zerrissen.

Ich erschrack, ladete geschwind meine Kugelbüchse und ging mit ihm. Wir lauschten an der Thür: es war ganz stille, aber so wie wir aufmachten, kam Waldmann wieder heulend und springend aus seinem Winkel hervor. Ich machte die Thüre halb zu und betrachtete ihn durch die Spalte: er war in der That ganz mit Blut bedeckt, und seine Augen funkelten. Wie er so schnobernd und wedelnd da stand, schoß ich ihm also auf den Kopf. Er stürzte hin, winselte noch einmal und war todt. Nun gingen wir denn hinein um den Schaden zu sehn, den er angerichtet habe. Den Schafen war kein Leid geschehn, aber in dem Winkel lag ein andrer Wolf, der sich

ein Loch unter der Mauer durchgegraben hatte; der wackre Waldmann hatte ihn todtegebissen und sich zum ersten Male in seinem Leben herzlich gefreut, einen Dienst geleistet zu haben.“ — Keinem in der Gesellschaft fiel es ein, es lächerlich zu finden, daß der wackre Mann sich die Augen trocknen mußte.

Jetzt war die Reihe zu erzählen an dem jungen R**, einem lebenswürdigen Jüngling, von dem man mir sagte, daß er glänzende Talente besäße: wenigstens besaß er die gewöhnliche Begleiterin derselben, Bescheidenheit, in einem so hohen Grade, daß sie oft Blödigkeit ward. Er entschuldigte sich stammelnd, und da wir in ihn drangen, keine Ausnahme seyn zu wollen, bat er endlich um Erlaubniß, etwas vorzulesen, da er sichs nicht zutraue, die Gesellschaft durch eine mündliche Erzählung zu unterhalten. Die Dame vom Hause — bis auf einen gewissen Punkt, sind alle Weiber enthusiastische Beschützerinnen jungferlich - blöder Jünglinge; — willigte zuerst ein. Er zog ein kleines Heft aus der Tasche und las, mit heller Röthe auf den Wangen, die an manchen Stellen, — man rathe bey welchen, — brennend wurde.

Gellert und die schöne Jeannette.

Friede sey mit seiner Asche! — Oder giebt es einen sinnvollern Wunsch, den man Edeln, die nicht mehr sind, weihen kann, so sey er an Gellerts Grabe gethan.

Groß sind seine Verdienste, um die Deutsche Literatur, um die Deutsche Nation. Oder war er es nicht, der unsrer Sprache, durch seine mit reizender Leichtigkeit hingeworfene Fabeln, zuerst einige Gewandtheit gab? War er es nicht, der durch seine Lieder eine menschenliebendere, hellere Religiosität verbreitete; durch seine moralische Vorlesungen Tausende ihre eigenen Handlungen mit einsichtsvoller Gewissenhaftigkeit richten lehrte? Gellert, Rabner, Weisse, Gleim und Cramer! Eure Periode war ein warmer Sonnentag im März. Entfalten kann er nur Schneeglöckchen und bescheidne Veilchen: aber tief senkt er den belebenden Strahl und schwellet die Keime der Rosen und Lilien zu kraftvollerm Aufstreben.

Nicht Klopstocks hoher Serafsflug, nicht Wielands Geist und liebliche Phantasie, nicht Vossens einfache würdevolle Kraft auch in

der Schilderung ländlicher Ruhe, nicht Göthens kräftige Aneignung jeden Charakters, war ihm verliehen. Seine Talente waren sanfte, liberale Einfalt des Geistes, und ein zartfühlendes Herz, das rührend zu seinen Brüdern zu sprechen verstand. —

Im Handeln, sagt man, im Gedränge des wirklichen Lebens, wo er so oft hintergangen wurde, soll er nicht immer in jenem Charakter geblieben seyn, der auf jedem Blatte seiner Schriften spricht: — selbst in der Anekdote, die ich von ihm erzählen werde, wird mancher Zug vielleicht an ihm irre machen: aber man vergesse nicht, wie bleiern die Hand der Hypochondrie auf seiner Brust lag. Diese Harpye, scheußlicher als irgend eine, welche die Fabel ersann, entführt oft die köstlichsten Gaben des Himmels und läßt, die sie nicht zu rauben vermag, entstellt, entwürdigt zurück. Vorsicht gestaltet sie in feindselig-ängstliches Mißtrauen um, zarte Reizbarkeit in heftigen Zornmuth; aus lebenswürdiger Weichheit macht sie unmännliche, feige Zerknirschung.

Nach einer traurigen, schlaflosen Nacht war Gellert eben um fünf Uhr am Morgen

eingeschlummert, als sein Famulus, ein treues Nachbild seines Herrn an mürrischer Weichheit, leis' ins Zimmer schlich. Gelert fuhr ärgerlich auf und fragte mit einem weinerlichen Tone: Was will Er? Soll ich denn gar keine Ruhe in der Welt haben?

Herr Professor! Ein Frauenzimmer ist draussen; sie läßt sich durchaus nicht abweisen; sie verlangt sie sogleich zu sprechen.

Ein Frauenzimmer? Mich? Im Bette? Frag' er sie was sie will, und schick' er sie fort.

Sie bittet um Gotteswillen, vorgelassen zu werden. Sie sagt, sie sey in Verzweiflung; sie habe niemand in der Welt, als Sie, Herr Professor!

Als mich! Du großer Gott, mich! Wer ist sie?

Sie will es niemand sagen, als Ihnen.

Ist sie alt oder jung? Wie ist sie gekleidet?

Blutjung, Herr Professor, und halbnackt.

Jung und halbnackt? Und kommt zu mir, wenn ich im Bette liege? Was werden die Nachbarn denken! Schick' er sie fort! Jag' er

sie fort! Werf' er sie zum Hause hinaus! Halbnackt und ich im Bette.

Gädicke, so hieß der Famulus, schlich stumpfsinnig fort, den strengen Befehl seines Herrn, der ihn in dem Augenblicke vielleicht schon wieder bereuete, zu vollziehen, aber indem er die Thüre des Schlafzimmers öffnet, stürzt die Unglückliche selbst herein, und gerade auf Gellerts Bette zu. Sie fällt an demselben auf die Kniee, und schreit: Erbarmen! Erbarmen! Aber, weit entfernt, daß Gellert dadurch hätte gerührt werden sollen, gerieth er durch ihren Anblick außer sich vor Angst und Zorn: und man muß es gestehen, ihr Aufzug hatte etwas, das einen Moralisten seiner Art außer Fassung bringen konnte.

Ein schönes neunzehnjähriges Mädchen, von oben herab bloß im Hemde, und mit einem Tüchelchen versehen, das, auch wenn es nicht so verschoben wäre, doch den blendenden Hals und die schwellende Brust mehr verschönt als bedeckt hätte; mit einem Röckchen, das vom Gürtel kaum bis zum Knie herabgeht, übrigens stattlich frisirt und mit hochrothen Schminkflecken im Gesicht, — hebt ihre kleinen Händchen

gefaltet empor, und läßt dadurch aus den zurückfallenden Ärmeln, zwey volle, weiße Arme hervorgehn, bückt sich mit halbem Leibe über das Bett und verräth dadurch vollends Reize von einer Frischheit — Aber in dem Bette lag ein funfzigjähriger, frommer, ängstlicher Hypochondrist, der vor Schrecken die Sprache verliert.

Das Mädchen bat indess so rührend, so innig, er möge sie nicht verstossen, sie nicht zum Selbstmorde zwingen, daß Gellert ihr endlich die Schönheiten verzieh, die sie zeigte. Er befahl ihr, sich in einen Winkel nieder zu setzen, kehrte, um allem Ärgerniß auszuweichen, das Gesicht der Wand zu und fragte: Bey wem lebt sie?

Bey Frau Müller, sagte sie.

Es war ein nur zu berüchtigtes Weib, das ein sogenanntes Freudenhaus hielt. Gellerts Wuth kehrte wieder. „Gädike, schrie er, ich bitt' ihn um Gotteswillen, werf' er das Mensch zum Hause hinaus. Gleich, gleich!“

Gädike machte Miene dazu, aber das Mädchen rief mit dem Muthe der Verzweiflung: Wie? Sind Sie der Mann, derselbe Mann, der die Verse machte:

O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele seyn!

Ich komme zu Ihnen, — sie warf sich wieder an dem Bette nieder, — ich flehe Sie an, meine Seele zu retten, mich vor den Nachstellungen des Lasters zu sichern, und Sie wollen mich ihm wieder ausliefern.

Nun, nun, sagte Gellert beschämt, setze sie sich nur wieder an ihren Platz. Wie kommt sie denn zur Frau Müller, und was will sie von mir?

Ach, rief sie schluchzend, ich bin fremd; man hat mich betrogen, mich hierher geschleppt. Ich bin entlaufen, — und nun erzählte sie ziemlich verworren und unzusammenhängend eine Geschichte, die Gellert zwar weder rührte, noch überzeugte, ihm aber doch bewies, daß er sie nicht allein ohne Gefahr für seinen Ruf aufnehmen könnte, sondern daß es ihm Pflicht sey: kurz, Gädike erhielt den Befehl, sie in eine Bodenkammer zu führen, ihr ein Frühstück zu geben, und sie — zu verschließen.

Es geschah. Gellert stand indess auf, und kleidete sich halb weinend an, und immerfort murrend wider das Schicksal, das ihn armen Mann in solche Verlegenheiten setze.

Er fand es endlich am besten, eine Freundin zu Rathe zu ziehen, klagte der Gräfin V** in einem langen Briefe, was ihm widerfahren sey und bat sie, ihm beyzustehn. Die Gräfin war eine etwas frömmelnde Frau, aber sie dachte edel und besaß vorzüglich eine sehr dienstfertige Freundschaft gegen ihren hypochondrischen Freund. Noch vor Abend stand ihr Wagen vor seiner Thüre. Jeannette wurde aus ihrer Bodenkammer erlöst, und nach dem Gute der Gräfin abgeführt.

Man hat Unrecht, daß man nicht auch eine Genialität des Herzens annimmt. Große Menschen zeigen auch in ihren Wohlthaten gewöhnlich einen lyrischen Schwung: sie begnügen sich nicht, dem Unglücklichen ihre Hand zu reichen; sie ziehn ihn an ihr Herz, und lehren ihn durch liebevolles Zutrauen, dieses verdienen. Leider aber besaß die Gräfin diese philanthropische Genialität so wenig, als ihr Freund die dichterische. Sie handelte, wie Gellert Verse machte: gut, leicht, einfach und elegant, aber nichts weiter. Kaum war Jeannette angekommen, so mußte sie zum zweyten Male ihre Geschichte erzählen, und wurde dann, bis auf weitere

Berathung, mit einer Handarbeit in ein entlegenes Zimmer gewiesen, wo ein Kammermädchen sie beobachten mußte.

Am folgenden Tage kam Gellert selbst aus der Stadt. Der Pfarrer wurde geholt, und auch vor diesem mußte die arme Jeannette ihr trauriges Schicksal wiederholen. Sie sprach mit der äußersten Zerknirschung; und ihre Zuhörer lauschten mit strenger, richterlicher Miene, ob sie sich keiner Widersprüche schuldig mache.

Jeannette war die Tochter eines reformirten Landgeistlichen vor den Thoren von M**. Ihre Mutter war frühe gestorben; ihr Vater hatte ihr also eine Erziehung gegeben, welche er eine gute zu nennen liebte, und die Nachbarn auch gefällig genug waren, dafür anzusehn. Er hatte sie in den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten unterrichten lassen, hielt sie strenge zum Kirchengehen an, mishandelte sie bey der geringsten Kleinigkeit, die sie in der Wirthschaft versah, und ließ sich jeden Abend von ihr ein Kapitel aus der Bibel vorlesen. Um die Bildung ihres Geistes bekümmerte er sich übrigens nicht, und was ihre kindliche Liebe zu ihm betraf, so beruhigte er sich dabey, daß sie das vierte Gebot

gelernt habe. Jeannette hatte indess von der Natur einen lebhaften, wissbegierigen Geist und ein gefühlvolles Herz erhalten, und die Nähe der Stadt machte ihr es leicht, für beyde, wenn auch nicht heilsame, doch unterhaltende Nahrung zu erhalten. Ihre städtischen Gespielinnen versahen sie mit Büchern, und indess ihr Vater einen Herrn Confrater besuchte, oder kegelte, las sie unermüdet, nur leider, alles was ihr in die Hände fiel: das galante Sachsen und die Pamela, den im Irrgarten der Liebe taumelnden Cavalier und die Schwedische Gräfin. Gellerts, des damaligen Modeschriftstellers, Werke waren indess ihre Lieblingslektüre: sie wußte die meisten seiner Fabeln und Lieder auswendig.

Die Folge von dieser Lektüre aufs Gerathewohl, war — die gewöhnliche. Ihr Geist erhielt durch die Eindrücke so verschiedener Art, Empfänglichkeit für alles, und für nichts eine bestimmte Richtung, Ihre Phantasie war mit wollüstigen Bildern und ihr Gedächtniß mit Sittensprüchen angefüllt. Sie rasonnirte über alles, und war eben daher zu allem zu überreden: was überhaupt mit den Halbgebildeten viel häu-

figer der Fall ist, als mit den völlig Unwissenden. Diese laufen in dem Gängelwagen der Vorurtheile sicher hin; jene sind ihm entsprungen, ohne ihrer Füße Meister zu seyn und fallen über jeden Splitter im Wege. Das Taumeln ihres Verstandes raubt auch ihrem Charakter alle Bestimmtheit. Begehen sie heute eine edle Handlung? Schreibt sie ja nicht ihrem Herzen zu: sie folgten bloß einer zufälligen Phantasie oder einem Sittenspruch, der ihnen gerade einfiel. Begehen sie morgen eine Schändlichkeit? Haltet sie nicht für schlechte Menschen. Sie träumten oder vernünftelten nur schlecht.

Jeannette hatte sich bis zu ihrem neunzehnten Jahre mit der strengsten Sittsamkeit betragen, weil sie in ihrem täglichen Zirkel nur an ihre Moralisten erinnert wurde. Jetzt zeigte sich eine Gelegenheit ihre Romanenideen zu realisiren, und sie warf sich mit eben der Bereitwilligkeit der Verführung in die Arme.

Ein junger fremder Kaufmann, der sich einige Wochen in M** aufhielt, lernte sie auf einem Spaziergange kennen. Ihre Schönheit machte einen lebhaften Eindruck auf ihn;

seine Zärtlichkeit auf sie. Er bewarb sich bey ihrem Vater und erhielt eine rauhe, abschlägige Antwort, weil er ein Fremder und ein Lutheraner sey: aber Jeannette — machte sich gar kein Bedenken, als er weiter reiste, mit zu gehn. Warum hätte sie sich auch bedenken sollen? Sie wufste ja aus ihren Romanen, dafs die Entführungen sehr sicher und angenehm sind und sich mit einer Ehe endigen, wenn das Frauenzimmer nur der Tugend treu bleibt. Sie versprach sich heilig, dieses zu thun, und hielt ihren Vorsatz bis — sie am Abend nach der ersten Tagesreise im Schlafzimmer allein waren.

Nach acht Tagen war die Liebe des jungen Menschen gesättigt und als Jeannette am neunten Morgen in Erfurt erwachte, erstaunte sie sehr, sich allein zu finden, und zu erfahren, dafs ihr Begleiter weiter gefahren sey. Man stelle sich ihre Verzweiflung vor! Drey Tage brachte sie bald in dumpfem Hinbrüten, bald mit lauten Klagen hin; am vierten entschlofs sie sich, ihrem Ungetreuen, von dem sie sich erinnerte gehört zu haben, dafs er sich in Leipzig einige Tage wenigstens aufhalten werde,

dahin zu folgen, aber zu ihrem Entsetzen bemerkte sie, daß man ihre Dumpfheit benutzt hatte, ihren Geldbeutel zu stehlen. —

Mit lautem Schluchzen ging sie zur Wirthin, um ihr ihr Schicksal zu klagen, und sie um Rath und Hülfe zu flehn. Die wackre Frau weinte mit ihr, erkundigte sich äußerst theilnehmend nach allen Umständen, und wandte sich dann mit einer bittenden Stimme an eine andere Frau, von sehr stattlichem Ansehn, die sich bey der ganzen Erzählung eben so innig gerührt gezeigt hatte: Sie suchten ja eine Gesellschafterin nach Leipzig. Was meinen Sie zu dieser Mamsell, Frau Müllern?

Frau Müller, die wir schon kennen, erbot sich äußerst bereitwillig, Jeannetten einen Zufluchtsort zu geben; ja, sie bezahlte sogar ihre Rechnung im Wirthshause und reiste denselben Tag mit ihr nach Leipzig ab.

Jeannette war sehr freudig überrascht, als sie am folgenden Abende vor einem artigen Landhause abstieg, und Frau Müller ihr sagte, sie wären zu Hause. Sie sah sich um: da lag das sehnlich verlangte Leipzig, wo sie ihren Treulosen wieder zu finden hoffte, und von dem er ihr so viel Schönes erzählt hatte.

Sie trat ins Haus, und fand ein halbes Dutzend junger, sehr geputzter Frauenzimmer, die sie bewillkommten. Doch Frau Müller liefs ihr nicht Zeit nähere Bekanntschaft zu machen. „Morgen, Kinderchen, morgen! Heut ist Mamsell zu müde!“ sagte sie, und führte Jeannette in ein schön möblirtes Zimmer, wohin sie ihr auch das Abendessen schickte, mit der Ermahnung, frühe zu Bette zu gehn. Mit heißen Thränen dankte Jeannette Gott, dafs er sie zu so vortreflichen Leuten gebracht habe.

Am folgenden Morgen brachte Frau Müller ihr ein modisches Negligé und forderte sie auf, eine Promenade mit ihr zu machen, um die Stadt zu besehen. Sie führte sie an den besuchtesten Orten herum, und überall fand sie eine Menge Bekannten, die Jeannette betrachteten und ihr versprachen, sie bald zu besuchen. Bey einem Hause blieb Frau Müller einen Augenblick stehen und sagte: „Hier wohnt der Professor Gellert. Ach das ist ein vortreflicher Mann!“ Jeannettens ganze Phantasie ward rege bey dem Namen des Mannes, den sie von allen mit so inniger Bewunderung hatte nennen hören, den sie selbst so sehr bewunderte.

Ihre Freude, in seiner Nähe zu seyn, wurde durch das Mittagessen etwas herabgestimmt. Sie als mit den übrigen Frauenzimmern, die sehr unanständige Gespräche führten und über ihre Verschämtheit spotteten: sie floh bald auf ihr Zimmer. Gegen Abend führte Frau Müller einen Friseur zu ihr, brachte ihr ein seidnes Kleid, und übernahm es selbst sie auszubutzen, weil sie, wie sie sagte, Gesellschaft erwarte. Eben war die hohe Frisur fertig geworden, eben hatte Frau Müller ihr, trotz ihres Sträubens, die von Kummer etwas bleichen Wangen geschminkt, als eine rauhe Männerstimme vor der Thüre rief: „Beym Teufel, ich will sie selbst schon putzen! Ohne Reifrock ist sie mir lieber!“ Ein junger Mensch trat mit dem Hut auf dem Kopfe herein, und Frau Müller entfernte sich lachend.

In der That zeigte er sich sehr willfährig, Jeannetten hülfreiche Hand zu bieten, aber sie schrie voll Entsetzen, sie wehrte sich so muthig, daß er ganz erbittert fortging, die Wirthin zu rufen. Jeannette benutzte diesen Augenblick dazu, zum Fenster hinaus zu springen. Sie floh in dem luftigen Gewande, in dem wir sie bey Gellert ankommen sahen,

in die Stadt und irrte in den Gassen herum, ohne bey der Dämmerung sehr bemerkt zu werden. Sie fand einen Fuhrmannswagen: halb besinnungslos kroch sie hinein, und brachte die Nacht in demselben zu. Gegen Morgen fiel ihr Gellert ein. Sie verließ ihren Zufluchtsort, fragte nach seinem Hause und — das Übrige wissen wir.

Jeannette hatte ihre Erzählung so zusammenhangend, mit so deutlichen Zeichen der Wahrhaftigkeit vorgebracht, daß sie keinem Zweifel mehr unterworfen sshien: doch Kinder Gottes sollen klug seyn wie Schlangen. Es wurde beschlossen, daß der Pfarrer ihrem Vater schreiben, ihm die Schicksale seiner Tochter melden und so erkundigen solle, ob sie die Wahrheit gesagt habe.

Er setzte ein sehr wohlstilisirtes Schreiben, voll der erbaulichsten Kernsprüche auf, worin er dem geliebten Bruder in Christo meldete, sein verirrttes Schaf sey durch die Gnade Gottes von der Irrbahn zur Hölle gerettet worden: er möchte es abholen lassen. In vierzehn Tagen erhielt er eine eben so salbungsvolle Antwort mit der Erklärung, der Herr Confrater wolle von der verlaufnen Dirne, die Gottes Gebot und ihren alten

Vater so schmäählich vergessen habe, nichts weiter wissen.

Jeannette hatte durch die gute Behandlung, die ihr im Hause der Gräfin nach ihrer allgemeinen Beichte wiederfuhr, Muth geschöpft. Sie selbst schrieb jezt an ihren Vater; sie flehte mit so zärtlicher Kindesliebe, so rührend um seine Verzeihung: — der ehrliche Gellert zerfloß in Thränen, als er den Brief las, und entschloß sich, auch einen beyzulegen, in welchem er dem Pastor das Gewissen schärfte, über die Art, wie er Jeannetten erzogen habe, über seine Weigerung, sie an einen Lutheraner zu verheirathen, über seine Hartherzigkeit. — Das wirkte. Der Vater schrieb, nicht seiner Tochter, sondern Gellert: „aus Rücksicht auf den berühmten Herrn Professor, wolle er sein Kind wieder annehmen. Sie möge kommen.“ Indefs hatte die Gräfin Jeannetten so lieb gewonnen, daß sie sie als Gesellschafterin bey sich behielt und nach zwey Jahren mit ihrem Verwalter verheirathete.

Diese Begebenheit gab reichen Stoff zum Gespräche, vorzüglich dasjenige, was der

Verfasser über Jeannettens Bildung gesagt hatte. Wir untersuchten, ob es überhaupt gut sey, junge Frauenzimmer lesen zu lassen. Wir waren eben zu dem Resultate gekommen, daß selbst wissenschaftliche Bildung an einem Frauenzimmer etwas sehr Wunschenwerthes sey, in so fern sie dazu diene, sie ihre Weiblichkeit auf eine geistvollere Art äußern zu lassen, sie zarter fühlen zu lehren, und ihre Unterhaltung anziehender zu machen, — als Herr V** uns zur Ordnung rief, durch die Bemerkung: die Türkischen Frauenzimmer könnten gar nicht lesen, und seyen in den Harems eingeschlossen. Die Wirthin winkte mir —

Was ich der Gesellschaft erzählen will, sagte ich, ist vielleicht ein guter Commentar zu dem, was man eben über die weibliche Bildung gesagt hat: es ist die Heirathsgeschichte eines meiner Freunde, der in acht Tagen seine Hochzeit feyert.

Er hatte im vorigen Winter auf einem Balle ein junges Frauenzimmer gesehn, deren reizende Gestalt ihn beym ersten Blicke einnahm. Er suchte ins Gespräch mit ihr zu kommen, und fand das Wenige, was sie ihm in dem Geräusche sagen konnte, so

gewählt, so fein und geistreich: sein Herz war hin. Bey einer nähern Erkundigung erfuhr er, daß sie in jeder äußern Rücksicht eine Partie wäre, auf die er mit Klugheit Anspruch machen könnte, und kaum war der Frühling da, so ersann er sich ein Geschäft in der Nähe des Landsitzes, den ihre Familie bewohnte, und besuchte sie.

Den Instinkt wenigstens raubt die Gelehrsamkeit den Mädchen nicht, beym ersten Blicke zu wissen, was es eigentlich sey, das dieser oder jener junge Mann ihnen ansinnen wolle. Ida merkte schnell, worin das Geschäft des Fremden eigentlich bestehe, und da er ihr sehr gefiel, beschloß sie, sich ihm von einer recht glänzenden Seite zu zeigen. In der That, er erstaunte, als er sie den ersten Abend fast von allem was unsre Literatur, oder die Englische und Französische, selbst die Italienische, Schönes und Großes hat, mit feinem Geschmack und großer Kenntniß sprechen hörte. Mit warmer Ehrfurcht küßte er ihr beym Weggehn die Hand, und erhielt von den heimlich schon verständigten Eltern die Einladung, so lang' er in der Gegend bliebe, ihr Haus täglich zu besuchen.

Mit welchem Entzücken benutzte er diese Erlaubniß am folgenden Tage! Er ging schon Vormittags hin und blieb bis nach dem Abendessen. Ida's Unterhaltung war so glänzend, als am ersten Tage: sie recitirte Gedichte; sie wußte die brilliantesten Bonmots der berühmtesten witzigen Köpfe, sie sagte selbst oft manche, die einen sehr feinen Stachel hatten. Dieser Tag verging ihm eben so schnell, als der erste: indess fühlte er beym Zuhausegehn nicht mehr das gestrige Erstauen. Er bewunderte das Frauenzimmer aber noch lebhaft. Am dritten Tage war Ida, wo möglich, noch witziger, lebhafter, kenntnißreicher als am ersten. Das Gespräch kam auf Petrarka: sie fällte ein sehr eigenthümliches Urtheil über diesen Dichter, der, wie sie sagte, die Empfindung als Künstler so vortreflich zu behandeln gewußt, daß er sie gewiß nicht selbst besessen habe. Sie erklärte einige schwere Stellen seiner Sonette. —

Wie wenig hochberühmte Gelehrte, dachte mein Freund, kommen diesem Frauenzimmer an reifer Kenntniß bey; aber zu gleicher Zeit konnte er sich nicht auch dieses Gedankens erwehren: heirathet man, um einen

Professor im Hause zu haben, oder um sich der Zärtlichkeit eines geliebten Mädchens zu erfreuen? —

In diesem Augenblicke rollte ein Knäuel vor seinen Füßen hin. Er hob ihn eilend auf, und folgte dem Faden mit dem Auge: der Knäuel gehörte zu dem Strickwerke, mit dem Beata, eine Cousine der glänzenden Ida, am Fenster saß, und schwieg. Mein Freund hatte bis jetzt nicht Zeit gehabt, sie zu bemerken: aber indem er ihr seinen Fund überreichte, betrachtete er sie. Sie besaß nicht den blendenden Teint, das große, feurige Auge ihrer Gespielin, nicht den hohen, nymphenhaften Wuchs: aber in ihrem sanften Auge, aus allen Mienen ihres lieblichen Gesichts, sprach jungfräuliche Schüchternheit und leises Gefühl. Er konnte sich nicht enthalten, nach einigen Minuten wieder einen Blick auf sie zu werfen: sie hatte mit wohlgefällig betrachtendem Auge auf seinem Gesichte geruht und sah jetzt betroffen nieder. Ida ging hinaus um eine elegante Ausgabe des Petrarka zu holen, die sie ihm zeigen wollte. Jetzt redete er Beaten an: sie antwortete erröthend und leise, aber auf eine Art, die ihm verrieth, daß auch sie sehr

gebildet sey: — und doch hatte sie bis jezt noch kein Wort gesagt, ihre Kenntnisse zu zeigen. Mein Freund wollte ihr seine Bewunderung darüber beweisen, als sie abgerufen wurde, ein häusliches Geschäft zu besorgen.

Nach Tische machte er mit den beyden Frauenzimmern einen Spaziergang. Nicht sehr weit vom Hause fanden sie einen Menschen, den seine Kleidung als einen reisenden Handwerker ankündigte, dem Anscheine nach todt, in einem Graben liegen. Sie erschrakten, sie versuchten ihn zu ermuntern: umsonst! Ida brach in lebhaftes Deklamationen aus. Sie schilderte den Schrecken und den Gram seiner Familie, die, vielleicht sehr weit von hier, Jahrelang umsonst einer Nachricht von ihm entgegen sehn würde; sie malte die Empfindungen des Menschen selbst, mit denen er hier, entfernt von allem Trost und aller Hülfe, unter freyem Himmel zum Sterben niedergesunken seyn mochte.

Mein Freund ward tief erschüttert. — Aber, sagte er endlich, wer weiß ob er todt ist. Lassen Sie uns Hülfe suchen. Ida versicherte, daß ihre Eltern mit Freude

die Pflichten der Humanität erfüllen würden, und sie wandten um, nach Hause. Sie hatten indess kaum zweyhundert Schritte gemacht; als sie Beaten erblickten, die mit einer Flasche Wein in der Hand und zwey Bedienten hinter sich, schon zurückkam. Sie kniete selbst neben dem Ohnmächtigen nieder, bestrich ihm die Schläfe mit Riechwasser: er erholte sich. Sie schenkte ihm ein Glas Wein ein, das er begierig austrank. Er deutete nieder auf seinen Fuß: er war gebrochen. Beata liefs den Menschen von den Bedienten aufheben und forttragen, und ermahnte sie unaufhörlich, ihm nicht wehe zu thun. — Sie kehrte nicht eher zur Gesellschaft wieder, bis er verbunden und zu Bette gebracht war. Mein Freund konnte sich nicht enthalten, ihr mit einem zärtlichen Handkufs seine Verehrung zu bezeigen. Beata erröthete vor Vergnügen, und Ida, welche den Vorgang bemerkt hatte, vor Verdrufs.

Es war Besuch gekommen. Um den Abend zu verbringen, schlug man das Pantomimenspiel vor. Ida deklamirte laut dagegen; dafs man zum Spiele seine Zuflucht nehmen wolle, als wenn man nicht im

Gespräche hinlänglich Unterhaltung finden könnte. Die meisten Stimmen siegten indess, und man setzte sich im Kreise hin. Einer von der Gesellschaft mußte sich entfernen: man ersann eine Aufgabe, die er schweigend errathen und ausführen mußte. Das schnellere oder langsamere Klopfen mit einem Schlüssel zeigte ihm, ob er sich dem Errathen näherte.

Ida schlug die witzigsten Aufgaben vor, und gewöhnlich nahm die Gesellschaft sie an. Beata hatte zwar auch einmal einen Vorschlag thun wollen, ihn aber mit ihrer leisen Stimme nicht halb vollenden können. Jetzt traf sie die Reihe hinauszugehn, und Ida ersann eine Aufgabe, die eine versteckte Spötterey auf ihr Benehmen mit dem Reisenden und auf meines Freundes Rührung darüber, enthielt.

Beata trat herein und errieth nach und nach, daß sie einen Arzneylöffel, der sich auf dem Fenster befand, nehmen, ein daneben liegendes Pulver hineinschütten, Wasser dazu gießen, es mit dem kleinen Finger umrühren sollte. — Am schwersten zu errathen schien es ihr, wem sie die Medizin reichen sollte; vielleicht weil sie ihre Cousine

nur zu gut verstand. Sie ging in der ganzen Gesellschaft herum, ehe sie sich entschließen konnte, den Löffel meinem Freunde zu bieten. Sie that es mit schüchternem Zittern, und mein Freund, voll Entzücken über das Zartgefühl des Mädchens und über die Grazie, mit der sie die Aufgabe erfüllt hatte, griff eilend zu und leerte den Löffel: sie hatte ja das Pulver eingerührt; was kümmerte es ihn, was es sey? Die ganze Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus, aber indess man ihn mit Neckereyen bestürmte, wandte sich Beata, glühend vor Überraschung und ohne Bedacht, nach dem Glase Wasser, füllte den Löffel von neuem, und verschluckte so den Überrest des Pulvers, und — hätte den Augenblick darauf vor Scham in die Erde sinken mögen.

Waren die beyden Leutchen in diesem Augenblicke nicht schon verlobt? Hatten sich nicht ihre Herzen heisse Liebe gestanden, gemeinschaftliches Tragen jeden Schicksales versprochen? —

Glücklicher Weise hatte, meinen Freund ausgenommen, niemand in der Gesellschaft Beatens Übereilung bemerkt. Sie zog sich in den entlegensten Winkel des Zimmers

zurück, und wagte den übrigen Abend hindurch vor Beschämung nicht, ihre Augen aufzuschlagen. Auch mein Freund war stumm, aber vor Entzücken.

Am folgenden Tage reiste er ab, und in der folgenden Woche warb er durch einen Brief um Beatens Hand. Sie ward ihm bewilligt, und, wie gesagt, in acht Tagen —

Also, sagte die Wirthin, ein Knäuel und ein Pülverchen haben eine, wie sich hoffen läßt, glückliche Ehe geschlossen. Wahrlich das waren wichtige Kleinigkeiten! Wer weiß, in welchem Winkel das künftige Schicksal unsers Lebens vielleicht jetzt an einem Spinngewebe hängt.

Wundern Sie sich darüber nicht, sagte Herr G**, froh daß er einen Übergang zu der Geschichte gefunden hatte, die er erzählen wollte. Die Begegnisse einzelner Menschen sind doch immer nur Kleinigkeiten: aber sollten Sie es glauben, daß die gegenwärtige Gestalt der katholischen Kirche, vielleicht des größten Theiles von Europa, bloß dadurch bestimmt wurde, daß ein kleiner französischer Abt, ich weiß nicht in welchem Jahre, nicht zwey Minuten später vor einer Maulthiertreiberschenke hinter dem

Campo Vaccino zu Rom, aus seinem Wagen stieg?

Wir baten ihn lachend, uns diese Merkwürdigkeit mitzutheilen, und er fing an:

Braschi's Weg zur päpstlichen Würde.

Eine Erzählung, die ich für wahr halte *).

Dem Ex-Marquis von L** verdanke ich sehr viel. Er vorzüglich hat mir meinen kurzen Aufenthalt in Paris angenehm gemacht. Die öffentlichen, die allbekannten Vergnügungen, Merkwürdigkeiten und Männer aufzusuchen, überließ er mir selbst: aber fast jeden Tag lehrte er mich einen von jenen Gegenständen kennen, die unter der Hülle der Alltäglichkeit versteckt, gewöhnlich den flüchtigen Blick der Reisenden nicht an sich ziehn, und doch unendlich interessanter sind, als alles was vor dem Auge der Welt zur Schau liegt; oder er verschafte mir die Bekanntschaft eines Mannes, der die unbe-

*) Wenigstens zum Theil, denn freylich widerspricht sie in manchen Stücken den Lebensbeschreibungen Pius des Sechsten.

merkte Hauptrolle bey einem wichtigen Ereigniß gespielt hatte, ohne jemals von den Zeitungen genannt zu werden.

Eines Abends führte er mich in einen Zirkel, der im Hause des ehemaligen Grafen d'A** zusammen zu kommen pflegte. Es wurde von der Physiognomik gesprochen. —

„Ein nichtssagendes Gesicht? fragte der Marquis. Für den Augenblick haben Sie Recht; aber es ist nicht stumm, es schweigt nur. Überhaupt, daraus daß ein Gesicht nichts sagt, folgt nie, daß es nichts sagen könne. Betrachten Sie sich einmal den guten alten Abbé dort, dessen untere Kinnlade immer wieder vom übrigen Gesichte wegsinkt, sobald er einen Augenblick zu kauen vergißt, und der so gedankenlos im Feuer zu stören scheint. Was denken Sie von dessen Physiognomie?“

„Nun, die mag wohl, so lang er sie hat, eine taubstumme gewesen seyn.“

„Das ist sie selbst jezt noch nicht. Sie sollten ihn nur erzählen hören, wie er Braschi zum Papste gemacht hat: dann glühen seine rothen Augen von schalkhafter Freude, und jeder Muskel seiner schlaffen Wangen schwillt von Ausdruck.“

„Braschi zum Papste gemacht? Sie setzen mich in Erstaunen!

„Was ich Ihnen sage! Kommen Sie, wir wollen ihn schwatzen lassen.“ —

Wir setzten uns zu ihm; der Marquis sagte ihm einige Schmeicheleyen über die Schönheit und den Einfluß, die er in seiner Jugend gehabt hatte: der Alte nickte vergnügt dazu, und in einer Viertelstunde hatten wir ihn so weit gebracht, daß er seine Geschichte anhub.

Sie wissen, sagte er zum Marquis, daß der Cardinal Bernis und ich, Jugendfreunde waren. Es gab eine Zeit da wir darboten: aber wir darboten gemeinschaftlich und liebten uns um desto inniger. Einst schworen wir einander, wer zuerst sein Glück machte, sollte es seine wichtigste Angelegenheit seyn lassen, auch den andern vortheilhaft zu setzen. Dem Cardinal gelang es zuerst, und er hielt Wort. Er brauchte seinen Einfluß bey Hofe dazu, mich mit geheimen Aufträgen und einem reichlichen Gehalte, nach Rom schicken zu lassen.

Ich war jung, wohlgewachsen, lebhaft; vielleicht wirkten auch meine geheimen Empfehlungsschreiben dazu: kurz, ich wurde

bald in den glänzendsten Zirkeln Roms wohl-
gelitten und einheimisch. In einem dersel-
ben lernte ich den Cardinal R—o kennen:
einen Mann von Geist und der, ich versichere
Sie, auch einen sehr selbstständigen Charak-
ter gehabt hatte, ehe er Cardinal wurde;
aber die Gröfse, leider! die Gröfse wirkt ge-
meinlich wie die Wassersucht: die Haut
dehnt sie aus, und Muskeln und Mark zehrt
sie weg!

Also, ich lernte den Cardinal kennen;
ich gefiel ihm, und er bestand darauf, dafs
ich in sein Haus ziehen und die Aufsicht über
seine Bibliothek führen sollte. Ich willigte
mit Freuden ein, und dafs ich keines Gehal-
tes bedurfte, gab mir die Rechte eines Freun-
des bey meinem Patrone, und da ich nicht
Cardinal, sondern blofser Abbate war, also
noch meine volle Spannkraft beysammen
hatte, war ich in kurzem der Herr meines
Herrn. Wenn ich es etwas vorsichtig ein-
leitete, konnte ich ihn thun lassen, was
mir beliebte.

Eines Tages, da ich in das Kabinet des
Cardinals gehen wollte, hörte ich ihn mit
gellender Stimme schreyen: „Packt euch
zum Henker! Fort! Oder ich lasse euch zum

Fenster hinauswerfen!“ Die Thüre flog auf, ein junger Mensch stürzte in solcher Verwirrung heraus, daßs er sich an zwey oder drey Thüren versuchen mußte, ehe er den wirklichen Ausgang fand, und Schimpfworte von der kräftigsten Art schallten ihm aus dem Kabinette nach. Beym ersten Blicke interessirte mich der Jüngling. Er hatte eine der schönsten Gestalten, die ich jemals gesehn habe, und seine Bestürzung, sein Erröthen machte seine Schönheit noch anziehender. Ich wies ihn höflich zurecht, und ging dann zu meinem Herrn.

Ich fand ihn im äußersten Zorn. „Stellen Sie sich vor, rief er mir entgegen, da kommt schon der fünf und zwanzigste oder dreysigste Vetter, seitdem ich Cardinal bin, und hofft der Herr Onkel werde sich für ihn verwenden, ihn unterstützen, ihm eine Carriere machen. So viel ich weiß, hab’ ich keinen Verwandten auf der Erde; ich weiß kaum meine Vaterstadt zu nennen: aber jeden Tag fast läuft mir so ein Laffe ins Haus, bringt einen Brief von der Frau Mama, oder von weiß der Himmel wem? und ich soll gleich bereit seyn, meinen Einfluß zu verschwenden.“

Ich gestand ihm zu, dafs diese Art, den Schutz eines grofsen Mannes zu suchen, sehr zudringlich sey.

„Und wenn man noch Ehre mit den Burschen einlegte! Aber zwey, mit denen ich's versuchte, mußte ich beynahe fortjagen. Ich war froh, dafs ich sie nach einem halben Jahre in einer Provinz anbringen konnte.“

Ich merkte an, dafs dieser junge Mensch sehr schön sey. Er gestand es zu. — Dafs er ein sehr geistreiches Auge habe: er glaubte es mir. Lachend setzte ich hinzu: Schade dafs Ew. Eminenz durch mislungene Versuche schon abgeschreckt sind, sonst, glaub' ich, wär' ein schöner und geistreicher Neffe ein Werkzeug, das sich gelegentlich gut brauchen liefse.

„Ja! wohl!“ sagte der Cardinal und schien nachzudenken.

In eben dem leichten Tone fuhr ich fort, von den Hoffnungen, dem Herzklopfen zu sprechen, mit welchen der Jüngling zu ihm gekommen seyn möchte; von den Erwartungen, mit denen seine Familie jezt den Nachrichten von seinem Empfange entgegen sähe: sie hatte vielleicht ihre letzten Kräfte aufgeboten, ihn zu dem wichtigen Zuge auszu-

rüsten, der das Glück seines ganzen Lebens bestimmen sollte. —

Der Cardinal war im Grunde, was die heftigen Menschen immer zu seyn pflegen, sehr gutherzig: zuweilen schämte er sich nur, es sehen zu lassen. Meine Schilderungen rührten ihn.

„Hören Sie, sagte er vertraulich, es thut mir doch leid, daß ich den jungen Menschen so übereilt fortgejagt habe. Ich hätt' ihn doch erst anhören sollen!“

Wenn Ew. Eminenz erlauben, sagte ich, so will ich ihn aufsuchen und ihn vorläufig prüfen, s'il y a de l'étoffe!

„Ja, lieber Düfour, rief er fröhlich, s'il y a de l'étoffe, so wollen wir sehen, was für ihn zu thun ist.“ —

Ich ging und sagte leise zu mir selbst: Es ist doch ein trefliches Ding, wenn die Großen noch die menschliche Schwachheit haben, die wir ein Herz nennen. Dann mögen sie seyn wie sie wollen: es finden sich immer noch Mittel, sie thun zu lassen, als wären sie gut.

Es hielt nicht schwer, den jungen Fremdling auszuforschen. Auch an den Haushofmeister des Cardinals hatte er einen Brief

gehabt, aber der schlaue Italiener hatte sich wohl in Acht genommen, den Beschützer zu spielen, ehe er die Gesinnungen seines Herrn wufste. Er konnte mir indess das Absteigequartier des Jünglings nachweisen. Es war eine Fuhrmannsschenke hinter dem Campo Vaccino.

Der Wirth machte grofse Augen, als er die Kutsche des Cardinals vor seiner Thüre halten sah. Der junge Fremde stand vor derselben, und hatte eben den Zügel seines kleinen Pferdchens gefafst, um aufzusitzen und nach Cesena zurückzukehren; — zwey Minuten später, so sprengte er davon, würde nicht Papst, und — tausend politische Ereignisse der letzten zwanzig Jahre hätten eine ganz andere Wendung genommen.

Ich bat ihn, noch einmal mit mir ins Haus zu gehen; er führte mich in einen kleinen Garten hinter demselben, wo wir auf und abgingen, obgleich wir bey jedem zehnten Schritte wieder umkehren mußten. Ich bedauerte, dafs er den Cardinal gerade in einer so verdrüßlichen Stimmung gefunden hatte; ich erkundigte mich nach seiner Familie: — Er wufste mir es wahrscheinlich zu machen, dafs er wirklich ein Verwandter

des Cardinals sey; übrigens war er der Sohn einer ziemlich unbegüterten adlichen Wittwe zu Cesena, die sich fast über Vermögen angestrengt hatte, ihm eine gute wissenschaftliche Bildung geben zu lassen.

Ich brachte die Rede auf die Wissenschaften; ich fand dafs er sehr viele Kenntnisse aufgesammelt hatte, obgleich er selbst wohl schwerlich im Stande seyn würde, die Summe der Wahrheiten durch neue Entdeckungen zu vermehren: kurz, dafs sein Kopf ein vortrefliches Waarenlager sey, aus dem sich bey Gelegenheit viel gute Dinge hervorlangen liessen, die — man hineingelegt hatte, in denen aber kein Hälmchen selbst aufspriefste; — und dafs er wahrscheinlich jede aufgegebene Rolle gut und um so besser spielen werde, da er Verstand genug hatte, einzusehen, wie sie genommen werden mußte, aber nicht Geist genug, sich selbst eine zu entwerfen. — Ich umarmte ihn und bat ihn, wenigstens noch ein Paar Tage zu verziehen.

„Nun? rief der Cardinal mir entgegen, als ich in sein Kabinet trat; Y a - t - il — —?“

Und von der besten Art! sagte ich. Ich stattete ihm einen höchst vortheilhaften

Bericht von unserer Unterredung ab. Der Cardinal hatte über gewisse Punkte der Religion seine besondern Ansichten. Ich ließ einige Wendungen einfließen, die zu verstehen gaben, der junge Mensch sey völlig eben der Meinung als Se. Eminenz: mehr brauchte es nicht, den Cardinal zu überzeugen, daß er einer der besten Köpfe Italiens sey. Er befahl sogleich, ihn auf den folgenden Mittag zu Tische zu bitten. Ich schickte ihm einiges Geld, bat ihn, seinen Aufzug so elegant als möglich zu machen, und am folgenden Tage erst zu mir zu kommen, ehe er zum Cardinal ginge.

Er kam. Ich unterrichtete ihn von den theologischen Bedenken seines neuen Gönners, und von dem Betragen, das er zu beobachten habe. Alles ging vortreflich. Es war eine glänzende Versammlung, vorzüglich von fremden Gesandten, beysammen. Der Cardinal stellte ihnen den jungen Braschi, als seinen Neffen, vor; man überhäufte diesen mit Complimenten, und jede Achtungsbezeugung, die er erhielt, war dem angeblichen Oheim ein neuer Beweis von den Verdiensten des jungen Menschen. Zehnmal drückte er mir die Hände dafür, daß ich ihn abge-

halten hatte, diesen Schatz ungeprüft von sich zu weisen. Er war fast außer sich, besonders da Braschi nichts Angelegeners hatte, als die Glaubenssätze Sr. Eminenz zur Schau zu tragen.

Nach einigen Tagen sprach der Cardinal mit dem Papste von dem seltnen Funde, den er gemacht hatte, und bat um eine Versorgung für seinen Neffen. Benedikt achtete den Cardinal und fürchtete ihn: aber in der Geschwindigkeit wußte er keine andere Stelle für den Empfohlenen, als die seines Hutträgers. Er bot sie ihm an, und, obgleich R. — o diese Stelle eigentlich für seinen Verwandten zu gering hielt, nahm er sie doch vorläufig an, und Braschi zog in den Vatikan.

Es giebt Menschen, die den Vögeln gleichen: öffnet den Käfig oder schneidet den Faden ab, der sie an den Boden heftet, und sie schwingen sich unaufhaltsam empor. Es giebt andere, die den Federbällen ähnlich sind: leicht genug sind sie zum Fliegen, aber sie müssen geworfen werden. Braschi gehörte zu den letztern. Seine Stelle gab ihm den Rang eines Weihbischofs; aber er war schon sechs Monat Hutträger, ohne daß man

an seine Beförderung dachte. Er wäre es wahrscheinlich noch zehn Jahre geblieben, wenn man ihn sich selbst überlassen hätte. Dem Cardinal waren andre Angelegenheiten vorjetzt wichtiger: aber ich wollte meine Mühe nicht verloren haben. Ich setzte mir vor, Braschi solle steigen. Einfluß am päpstlichen Hofe hatte ich nicht: aber ich kannte die Verhältnisse desselben und — die Schwächen der Großen, oder vielmehr der Vornehmen.

Auf meinen Rath wandte Braschi seinen ganzen Geldvorrath auf, sich eine Menge Folianten und Quartanten anzuschaffen. Sie wurden in Schränken aufgestellt, auf den Tischen und Stühlen umhergelegt: den ganzen Tag saß er bey ihnen, und in der Nacht brannte unaufhörlich eine helle Studirlampe neben dem Fenster seines Zimmers, das am meisten gesehen wurde. In kurzem stand mein Schützling in dem Rufe hoher Gelehrsamkeit: aber freylich das macht keine Carriere. Dazu mußten ganz andre Triebfedern in Bewegung gesetzt werden. Welche? Sie werden sehen!

Eines Tages, da Braschi die Reihe traf, mit Sr. Heiligkeit spazieren zu fahren, saß

der Papst schon in der Kutsche und sein Hutträger fehlte noch. Man schickte herum, man rief: umsonst! Endlich eilt der Maggior-Domo selbst hinauf in Braschi's Gemach, und findet ihn so vertieft in einen ungeheuern Folianten, daß er ihm laut zuschreyen muß, ehe er ihn hört. Braschi ist beschämt, macht tausend Entschuldigungen, stürzt die Treppen hinab, und nimmt seinen Platz im Vordergrunde der Kutsche ein, den päpstlichen Hut auf den Knien.

Nach vier Tagen, da es wieder an ihm ist, mitzufahren, hat man die Vorsicht, ihn rufen zu lassen, sobald der Papst hinabgehen will: aber so oft man es unterläßt, wird die alte Scene wiederholt. Endlich verliert der Maggior-Domo die Geduld; auch dem heiligen Vater ist es zuwider, so oft auf seinen Diener warten zu müssen. „Aber wie ist es denn mit dem Menschen, daß er sich so nachlässig benimmt?“ fragt er den Haushofmeister. „Ach, antwortet dieser mit Achselzucken, das ist ein Gelehrter! Wenn er bey seinen Büchern sitzt, vergißt er Himmel und Erde und hört den Donner nicht!“ — „So? sagte der Papst; der Mensch muß fort!“

Jemand geradehin zu verabschieden, war in dem päpstlichen Haushalt nicht Sitte, und mit dem Neffen des Cardinals R—o glaubte man nicht den Anfang machen zu dürfen. Man wählte also einen schonendern Ausweg.

Das nächstemal da Benedikt den Cardinal wiedersah: Warum verschwiegen Sie mir, sagte er zu ihm, daß Ihr Vetter ein so großer Gelehrter ist? Da freylich ist er als Hutträger nicht an seinem Platze. Ich habe ihm einen schicklichern ausgesucht! — Er übergab dem Cardinal die Bestallung Braschi's zum Sekretär der Apostolischen Kammer.

Das war ein wichtiger Vorschrift, aber doch nur ein Schritt, keine Carriere, und des ehrlichen Braschi Schwerekraft brachte ihn sogleich wieder zum Stillstehn. Ich wußte ihm nicht zu rathen, denn die einzige Art der Auszeichnung, zu der er mir fähig schien, nemlich durch Untauglichkeit, half hier nichts. Man gab ihm keine Geschäfte, also bemerkte man auch nicht, daß er nichts that.

Der Tod kam ihm zu Hülfe. Benedikt starb und Clemens XIII. ließ es sich angelegen seyn, die Sekretäre, die jener angestellt hatte, zu entfernen, das heißt, zu befördern.

Braschi als der unschädlichste und, durch seine Verwandschaft, bedeutendste, wurde Auditor der päpstlichen Kammer, und da man hier bald einen thätigern Mann brauchte, Schatzmeister.

Als solchen besucht' ich ihn nach langer Zeit wieder. Er umarmte mich mit Zärtlichkeit; er überhäufte mich mit Danksagungen. — „Ihre Würde, sagte ich zu ihm, führt freylich zum Cardinalshut, aber um diesen zu erlangen, bedürfen Sie den Schutz eines Hofes. Mit welchem stehn Sie in Verbindung?“

Er war in allen seinen bisherigen Stellen dem Charakter der Unbedeutendheit so treu geblieben, daß sich kein Hof sehr um ihn bekümmert hatte und er selbst war zu träge und unbeholfen gewesen, Verbindungen zu suchen. Nach vier Wochen brachte ich ihm die Zusicherung einer geheimen Pension, und Instruktionen von Versailles.

Das war das letzte, was ich für meine Puppe thun konnte, da ich bald nach Frankreich zurückkehrte: aber die Anknüpfung jener Verbindung war entscheidend für ihn. Bloß aus Rücksicht auf den König von Frankreich, machte ihn Clemens XIV. im Jahr 1772

zum Cardinal, und das Zutrauen, daß er als Papst eben so folgsam und unbedeutend bleiben würde, als bisher, erhob ihn auf den heiligen Stuhl.

Nach Clemens des XIV. Tode, war das Conclave in die Parteyen der Bourbonischen Höfe und der Zelanti getheilt, welche die Herstellung der Jesuiten forderten. Bernis war das Haupt der Erstern. Als er nach Rom kam, besuchte er jedermann, nur Braschi nicht. Dieser fuhr bey ihm vor und wurde nicht angenommen. Sie trafen in Gesellschaften zusammen: Bernis bezeugte ihm seine Geringschätzung. Braschi war also bey dem französischen Hofe in Ungnade gefallen; man rechnete ihn zur Partey der Zelanti, ohne daß diese viel an ihm gewonnen zu haben glaubte.

Mehrere Monate lang kämpften die Parteyen mit einander: keine vermochte eine Wahl zu erzwingen. Endlich fiel es den Zelanti ein, zur Abwechslung Braschi ihre Stimme zu geben: sie waren überzeugt, die Gegenpartey würde die Wahl verhindern. Sie betrogen sich. Bernis trat ihr mit seinen Anhängern sogleich bey, und ging unmittelbar nachher zu Braschi, um ihm diese Erhebung

anzukündigen, und sein Benehmen zu erklären.

Und Sie? fragte ich, setzten Sie Ihre Verbindung mit dem heiligen Vater nicht fort.

O ja, sagte der Abt; ich wünschte ihm schriftlich Glück, und erhielt eine herzliche Antwort, voll Erinnerungen an die Dienste, die ich ihm geleistet hatte, voll Danksagungen, aber keine Einladung nach Rom. Zwey Jahre nach einander schrieb ich ihm zum Neuenjahre, und der Papst antwortete mir eigenhändig. Im dritten Jahre hatte die Gröfse gewirkt: ich erhielt aus der Hauscanzelley einen Brief, der mit dem Apostolischen Grufse anfang und mit dem päpstlichen Segen schlofs, — und ich schrieb nicht wieder.

Aber, fuhr ich fort, Sie, der Jugendfreund des Cardinal Bernis, Sie, der einen Papst gemacht hat: wie kommt es, dafs Sie — —

„Sie meinen, warum ich es nicht weiter brachte, als zum Abt?“ — „Ja!“ — Er schwieg mit einem bedeutenden Wiegen des Kopfes. Auf seinem Gesichte lag deutlich das Bewustseyn verkannten Verdienstes. —

Ich will es Ihnen erklären, sagte der Marquis, indem wir nach Hause fuhren. Der gute Mann war zeitlebens etwas alt: er hatte

immer die Schwachheit, es zu machen, wie am heutigen Abende. Er schwatzte und pralte mit seinen schlaunen Thaten, und da begreifen Sie wohl, daß alle Parteyen ihn fürchten mußten. —

Jetzt war die Reihe zu erzählen an Herrn V**, und schon öffnete er den Mund, als der Chevalier nach der Uhr sah, und bemerkte, es sey eine Stunde nach Mitternacht. Wir standen also auf und nahmen Abschied. Herr V** hatte den Verdruss, sein Crokodil und seinen Mustapha Bey nach Hause tragen zu müssen: aber ich zweifle keinen Augenblick, daß er noch in derselben Nacht seinen Bedienten mit ihnen bekannt gemacht habe.

Zwey
A n e k d o t e n
aus
J. J. Rousseau's Leben.

(Geschrieben im Jahr 1799.)

A n e k d o t e n

J. J. Rousseau's Leben.

(Geschrieben im Jahr 1799).

E i n l e i t u n g.

Ich wünsche dem Publikum Glück! Ihm stehen grofse Genüsse, grofse Rührungen und grofse Entzückungen bevor. Noch ist nicht alles gedruckt, was Rousseau schrieb. In den Händen der edelsten unter seinen Freundinnen, der Mylady Howard, ist ein Manuscript, das an Interesse für das Herz vielleicht selbst der Heloise an die Seite gesetzt werden kann. Eine Abschrift desselben lag im Portefeuille des bekannten Grafen d'Antraigues, das ihm bey seiner Verhaftung abgenommen wurde, und soll jezt bey dem Bürger Lakanal seyn. Es enthält Rousseau's Urtheil über Wielands Agathon, der ihm übersezt zugeschickt wurde; ferner, seine zürnende Antwort, als Diderot ihm, im Namen einer grofsen Monarchin, eine Pension von zehntausend Livres antrug, mit der verschwiegenen Bedingung, sie nicht in seinen Schriften herabsetzend zu beurtheilen; es enthält endlich

auch die beyden folgenden Begebenheiten. Ich hörte die leztern, — man frage nicht, wo? — ich hörte sie, und sie brachten die tiefe Rührung bey mir hervor, welche die Antwort jedes gefühlvollen Herzens ist, wenn Rousseau zu ihm spricht. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, sie aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben, und übergebe sie dem Publikum, so gut — das heißt, bey Begebenheiten dieser Art, so einfach — ich sie vorzutragen vermochte. Wozu Beredsamkeit, wo die Sache selbst tiefdringender anspricht, als die gewähltesten Ausdrücke es vermöchten? Wozu Schilderung von Gefühlen, die von selbst in dem Herzen des Lesers erwachen müssen, wenn die Erzählung nicht ganz verunglückt ist?

Wer weiß, wie viele Jahre noch vergehen, ehe Rousseau's eigne Erzählung erscheint! Und wenn es einst geschieht, — o, ich werde der Erste seyn, der dann der meinigen vergifst!

I.

Rousseau's Reise nach Paraclet.

I.

Man hat Rousseau unzähligemal verächtlich bemitleidet und getadelt, daß er die wirklichen und vermeinten Angriffe seiner Feinde so tief empfand, und jeden Tropfen Galle, den sie ihm bereiteten, mit so kläglicher Emsigkeit in den Kelch seines Lebens sammelte. Aber war diese Reizbarkeit nicht Grundlage seines bewundernswürdigen Talents, die innersten Gefühle des menschlichen Herzens mit so erschütternder Wahrheit nachzutönen, und die erhabenen Sätze, die seinen Geist unablässig beschäftigten, mit so furchtbarer Energie zu verkündigen? Hätte er die Heloise schreiben, hätte er durch seinen Emil und seinen Urvertrag den Charakter des jetzigen Zeitalters so entscheidend bestimmen können, wenn er fähig gewesen wäre, ganz unempfindlich zu bleiben bey den beschimpfenden

Angriffen Voltaire's und Diderot's? oder auch nur jener kleinen Elenden, die jedes aufglänzende Talent umflattern, wie Motten und Fledermäuse das Licht? die „ihres Nichts durchbohrendes Gefühl“ wenigstens durch das schmähende Geheul übertäuben wollen, mit dem sie überall das wahre Verdienst verfolgen? Immerhin nenne man das Huldigung; immerhin sage man: die Nachtigall singt lauter zum Monde empor, die Wölfe heulen, und beides ist Anerkennung seiner Stralen! — Kalte Vernünftler, die ihr so spricht, stolz auf die zähe Stumpfheit eurer Nerven! Wenn ihr sagt: „wir hätten uns gleichmüthiger, philosophischer benommen, als er!“ — sagt ihr nicht zugleich: wir haben nicht sein Genie? —

Einst kehrte er ernst und trübe von einem Spaziergange in den Tuilerieen zurück. Er war Colportören begegnet, die eben ein neues Pasquil gegen ihn ausriefen. Eine Menge Vorübergehender hatten ihn mit einer beleidigenden Neugier angestaunt; einige waren ihm sogar mit heimlichem Flüstern gefolgt: wenigstens überredete ihn seine Hypochondrie davon, und legte die schlimmste Deutung hinein. Voll bitteren Schmerzes über

die unermüdet sinnreiche Bosheit seiner Feinde, floh er nach Hause. „Nur das also ist die Freystatt, wo ich die Verleumdung wenigstens überhören kann, und mich die dumm-dreiste Unverschämtheit nicht erreicht!“ dachte er, indem er die letzte Treppe erstiegen hatte, und die Thüre seines Dachstübchens öffnete. Da saß ein Fremder, und unterhielt sich mit Theresen. Rousseau ging mit einer finstern Miene auf ihn zu, und fragte heftig: „Wer sind Sie, mein Herr? Was wollen Sie?“

Der Fremde stand einige Augenblicke stumm vor ihm da, und betrachtete den Verfasser des Emil mit Rührung und Ehrfurcht. Endlich überreichte er ihm einen Brief. Kaum hatte Rousseau die Aufschrift desselben gesehen, so drückte er den unbekannten Jüngling schon an die Brust, und zwanzig zärtliche Fragen drängten sich über seine Lippen. Es war die Handschrift der Lady H — —, der geistreichen, zartfühlenden Frau, die, allein unter der großen Schaar seiner sogenannten Freunde und Freundinnen, an dem unglücklichen Weisen nie auf einen Augenblick irreward; deren idealisch-schönes Bild immer wie ein lächelnder Genius vor seiner Seele

schwebte, wenn sie Kraft gewann, sich über das Gewölk des Unmuths zu erheben; deren Freundschaft und Hochachtung ihn so beseligte, daß er ohne Neid ihren schönen, jugendlichen Liebling im Besitz ihrer Reize sah.

2.

Der Fremde war ein junger Künstler aus der Schweiz, und hieß Thurneisen. Er verdiente, von einer Lady H — — einem Rousseau empfohlen zu werden: das heißt alles sagen. Er mußte während seines kurzen Aufenthalts täglich das Dachstübchen besuchen, das er mit Recht das Heiligthum von Paris zu nennen pflegte. Rousseau gewann seinen edeln, hellen Geist und seinen biederen Charakter bald so lieb, daß er seine Bekanntschaft als eine neue Gunstbezeigung der angebeteten Freundin betrachtete.

Am achten Tage kam der Jüngling in Reisekleidern zu Rousseau. „In einer Stunde,“ sagte er, „fahre ich nach Paraclet. Ich will zu Heloisens Grabe wallfahrten; ich will es mir öffnen lassen.“ — Reisen Sie allein? fragte Rousseau zerstreut. „Nein,“ erwie-

derte der Fremde mit einiger Verlegenheit; „ein Herr Lille begleitet mich.“ Rousseau ging unruhig und immer zerstreuter auf und ab. Das Gespräch wollte nicht fließen, und Thurneisen ging.

In der Thüre wendet er sich plötzlich noch einmal um. „Ich muß es nur gestehen,“ sagt er stockend und erröthend; „der Herr Lille, der mich begleiten sollte, — sind Sie! — Ich hoffte, ich rechnete so fest darauf, auch Sie würden wünschen, einmal an Heloisens Grabe zu stehen, daß ich gleich zwey Sitze in der Diligence bedungen habe.“ Rousseau umarmte ihn lebhaft. Thurneisen hatte den Wunsch errathen, der in St. Preux's Seele bey dem Namen Paraclet entstehen mußte. In wenigen Minuten stiegen sie schon in den Wagen.

3.

Ihnen gegenüber saß ein alter Rostäuscher mit einer rothen Plüschweste, dem grellen, altmodischen Putze, und den schlaubedeutenden, unaufhörlich nach baarer Realität spähenden Blicken, welche die wandernden Handelsleute aller Nationen auszuzeichnen

pflegen; neben ihm ein feister Kanonikus auf dessen breitem Gesichte Wohlgefallen an sich selbst und an der Welt, die so viele köstliche Weine und Speisen hervorbringt, lächelte, wiewohl durch geistlichen Stolz und orthodoxen Ernst gemässigt; neben ihm ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren. — Froh über die Reise, noch unendlich froher, einmal, ohne vom Fluche der Celebrität verfolgt zu werden, unter den Menschen wandeln zu können, drückte sich unser Lille, dicht in seinen Mantel gewickelt, in die Ecke des Wagens, und betrachtete seine Reisegefährten. Bald würdigte er die beiden Männer keines Blickes mehr; das Mädchen allein zog seine ganze Aufmerksamkeit an.

Man weiß, wie offen sein Herz stets den Eindrücken der Schönheit und Unschuld war: aber hier wurde eine viel edlere Saite berührt. Die lebhafteste Theilnahme erwachte in seiner Seele; denn das Mädchen schien unglücklich, sehr unglücklich zu seyn. Auf einem reizenden Gesichte, neben dem lieblichen Ausdruck der Sanftmuth und Sittsamkeit, hatten tiefer Gram und untröstlicher Schmerz ihr Gepräge ein-

gegraben. Die großen, seelenvollen Augen, die das Mädchen so unverwandt auf die Räder heftete, schienen der Thränen sehr gewohnt zu seyn, und ihre dichtgeschlossenen Lippen zu oft vergebens um Theilnahme geflehet zu haben, um nur noch einen Seufzer entschlüpfen zu lassen.

Lille's Augen ruhten sinnend auf den Augen des Mädchens, auf ihren abgehärmten Wangen. Sein menschenfreundliches Herz blutete schon für sie, ohne daß er noch ahnen konnte, welches Mißgeschick es sey, das diese reizende Blüthe zu Boden beuge. Seine rege Phantasie erzählte sich zehn Lebensgeschichten des interessanten Geschöpfes. Nein, sagte er zu jeder, so arg kann es nicht seyn! Und doch, wie tief blieben alle seine Gebilde unter der Wahrheit!

Er sann nach, zu welchem seiner Gefährten das Mädchen gehören könne. Zum Rofstäuscher vielleicht? Etwa eine tyrannisirte Tochter, — oder Nichte, — oder gar Frau? — Ihre Kleidung, die sehr rein, aber äußerst ärmlich war, widersprach den Blicken voll Geldgefühl, die der Mann um sich her warf: auch starrte er ihr eben mit der unverschämten Neugier der Rohheit in's

Gesicht. — Vielleicht zum Geistlichen? Noch eh' er sich deutlich machen konnte, was es in den beiden Gestalten eigentlich sey, das ihm nicht erlaube, sie als Gefährten zu denken, wandte sich der Kanonikus mit einem breitgesprochenen: „Apparemment que Vous allés à — —?“ an das Mädchen.

Also allein, allein auf einem öffentlichen Wagen, und erst neunzehn Jahr? — Läge nicht dieser hohe Seelenadel auf ihrem bleichen Gesichte; hätte sie nicht bey der Frage des Kanonikus ihr schönes, schwarzes Auge so langsam und ruhig aufgeschlagen, so gefaßt ihr „Nein!“ gelispelt, und dann wieder den schwermüthigen Blick auf die Gleise geheftet — Unmöglich! Nur Liebe, unglückliche, hoffnungslose, verrathene Liebe konnte dieses Gesicht so rührend abzehren.

4.

Lille schwieg, das Mädchen auch; der Geistliche und der Rofstäuscher besprachen sich von dem Marstalle des Erzbischofes: das konnte dem jungen Künstler nicht sehr unterhaltend seyn. Er zog ein Buch aus der Tasche, und las. Als er es auf einen Augen-

blick niederlegte, warf ein Stofs des Wagens es in den Schoofs des jungen Frauenzimmers. Sie that einen Blick hinein, und mit einem sanft bittenden Tone, der aber alles das dringend Begehrende leidenschaftlich exaltirter Seelen hatte, sagte sie: „O, haben Sie noch einen Band bey sich, so bitte ich Sie, ihn mir zu leihen.“ Thurneisen gab ihr das Buch, und Lille sah seinem Freunde neugierig über die Schulter. Welche Lektüre hätte ein gefühlvolles Herz für die Reise nach Paraclet wählen können, als — die neue Heloise! Selten hat wohl ein junger Dichter mit solchem Herzklopfen aus seiner Gitterloge in's Parterre hinabgelauscht, das eben seine Lieblingsarbeit richten sollte, als Lille das Mädchen beobachtete. Er fühlte, ihr Herz mußte zu den wenigen gehören, für die allein er so oft wünschte, geschrieben zu haben.

Sie hatte noch nicht lange gelesen, da füllte sich ihr Auge mit Thränen, da wallte ihr Busen mit Heftigkeit, und sie rifs ihr Schnupftuch aus der Tasche, um ihr Gesicht zu verhüllen und ihr Schluchzen zu dämpfen. Das Buch entsank dabey ihrer Hand. Wie ein Olympischer Sieger nach seinem fallenden Kranze, griff Lille schnell zu, ehe das

Buch zuschlagen konnte, um zu sehen, welches die gelungene Stelle sey, die ihm diesen Preis erworben habe. Es war der herzerreißende Brief, den St. Preux auf jenem Felsen schrieb, von dem er Juliens Wohnstatt sah, und die nahe Wahrscheinlichkeit einer ewigen Trennung fühlte.

Er zürnt mit der nie weilenden Sonne, mit der flüchtigen Zeit, mit der entschlüpfenden Gelegenheit, und mit seiner verblendeten Geliebten, die ein chimärisches Glück für eine Zeit sucht, da sie beide nicht mehr seyn werden. „Deine Schönheit, selbst deine Schönheit, blühet nur für eine bestimmte Frist: sie muß schwinden und untergehen, wie eine Blume, die ungepflückt abfällt; und ich indess, ich ächze und leide: meine Jugend verzehrt sich in Thränen, und welket im Schmerz. Bedenke, bedenke Julie, daß wir schon Jahre zählen, die für das Glück verloren sind! — Nur noch ein Wort! Du kennst den alten Gebrauch des Leukadischen Felsen, die letzte Zuflucht unglücklich Liebender. Mein Aufenthalt ist ihm ähnlich in vielfacher Rücksicht. Der Felsen ist steil; das Wasser ist tief, und ich bin in Verzweiflung!“ Wie viele zärtliche Thrä-

nen mögen schon auf diese Worte geflossen seyn!

Lille legte schweigend das Buch wieder auf den Schoofs des Mädchens, und hüllte sich dicht in seinen Mantel, um zu verbergen, wie tief auch er gerührt war. Welche Erinnerungen wurden in St. Preux's Seele erweckt, und wie innig bemitleidete er das Mädchen, das schon im neunzehnten Jahre jenen Ausbruch der Verzweiflung so ganz verstand! —

5.

Der Geistliche war allmählig eingeschlummert; und hatte von dem ganzen Vorgange nichts bemerkt: jetzt reizte die Rührung des jungen Mädchens seine Neugier. Auch er langte nach dem niedergelegten Buche; aber kaum hatte er den Titel gelesen, als er es voll Abscheu wieder hinwarf. „Wie?“ rief er entrüstet, und mit dem ganzen Vornehmthun seines Standes; „wie, Jungfer? Sie schämen sich nicht, ein solches Buch zu lesen? Und noch dazu öffentlich, auf dem Postwagen? Dacht' ich es doch gleich, als ich Sie allein einsteigen sah, daß Sie ein solches Frucht-

chen wären! Ist es nicht eine Schande, daß alles Gesindel, wenn es nur ein paar Livres in der Tasche hat, sich in die Diligence pfpropfen darf?“

Das Mädchen warf einen matten Blick auf ihn, der niederschlagen sollte, aber nur flehte; Muthlosigkeit und inniges Bewußtseyn des Unglücks erstickten den schwachen Schimmer des Selbstgefühls in ihm. Der junge Schweizer fuhr mit Heftigkeit auf: „Keine Beleidigung, Herr Kanonikus, wenn Sie nicht mit mir wollen zu thun haben! Dieses junge Frauenzimmer hat im Postwagen, und überall, so viel Recht, wie Sie. Das Buch hat sie von mir: was kümmert es Sie, wenn sie es liest! Es gefällt Ihnen nicht? Das glaube ich wohl! Für — Kanonikos wurd' es nicht geschrieben.“

Nur einen grimmigen Blick warf der Geistliche auf ihn; dann fuhr er fort, obgleich mit merklich sanfterem Tone: „Sie haben das Buch nicht mitgebracht, Mademoiselle? Das verändert die Sache. Sie konnten es wohl gar nicht einmal. Dann muß ich Sie warnen; dann beschwöre ich Sie bey dem Heil Ihrer Seele, es nicht mehr anzurühren. Es ist voll der entsetzlichsten Gottes-

lästerungen; es ist das verderblichste Gift, das je die Hölle ausgespieen hat. Sie wissen wohl nicht, daß der Verfasser ein niedriger Abtrünniger ist, den unsre allerheiligste Kirche ausgestoßen, und selbst — (mit einem verächtlichen Seitenblick auf den Schweizer, den seine Aussprache verrathen hatte,) — die Ketzer nicht mehr unter sich dulden wollen? Ein rebellischer Aufwiegler; ein Wahnsinniger, den man einsperren sollte, und der die schwärzesten Verbrechen begangen hat; ein Kindermörder; kurz, ein Ausbund der Verworfenheit!“

Was unser Lille bey dieser Lobrede gedacht oder gefühlet habe, weiß ich nicht zu sagen. Er blieb ruhig in seinen Mantel gehüllt; nur bey dem Worte „Kindermörder“, machte er eine lebhafte Bewegung. Mit blitzenden Augen öffnete Thurneisen den Mund; aber das junge Frauenzimmer kam ihm zuvor.

„Halten Sie ein, mein Herr!“ rief sie mit einem Muthe, den man nach ihrer vorigen Niedergeschlagenheit nicht von ihr hätte erwarten dürfen; — „halten Sie ein mit Ihren Verläumdungen! In wie fern die Grundsätze des großen Mannes, von dem

Sie sprechen, nicht mit den Lehren der Kirche und den Maximen des Staates übereinstimmen, kann ich nicht beurtheilen. Aber daß er kein Wahnsinniger, daß er vielleicht das glänzendste Genie ist, das jemals gelebt hat, zeigt jede Seite der wenigen Werke von ihm, die ich noch das Glück hatte, zu lesen. Auch ein Verworfener ist er nicht. Wer die Menschenliebe und jede Tugend so wahr, so warm, so unwiderstehlich hinreißend lehrt, der kann kein Bösewicht seyn. Ich habe von dem gehört, was Sie seine Verbrechen nennen; aber ich weiß auch, daß er sehr unglücklich ist. Man muß es selbst gewesen seyn, um die Handlungsweise der Unglücklichen beurtheilen zu können, und zu wissen, wie leicht man, ohne Schutz und ohne Freunde, zu Handlungen gebracht werden kann, die sehr tadelhaft scheinen, und doch oft sehr edel sind; wie man . . . sogar ein Selbstmörder werden — und doch . . . sehr unschuldig seyn kann.“

Ihr Muth war nur eine fieberhafte Aufwallung gewesen. Er sank sichtlich wieder, indem sie sprach. Gegen das Ende ihrer Rede stockte sie oft, und die letzten Worte sagte sie so leise, daß sie kaum hörbar wa-

ren; ja, ein neuer Thränenguß, der bereit schien, über ihre von edlem Unwillen geröthete Wangen niederzuströmen, zeigte, daß sie sich selbst von den Unglücklichen nicht ausnahm, die dem verzweifeltsten Entschlusse nahe, und doch sehr unschuldig seyn könnten.

6.

Lille und sein Gefährte schwiegen bewundernd. Was hätten sie auch einer solchen Schutzrede beyfügen sollen? Der Rofstauscher räusperte sich, sah voll Erstaunen bald das Mädchen, bald den Geistlichen, bald Thurneisen an, und nahm endlich aus Verlegenheit eine Prise Tabak. Der Kanonikus schien alle Fassung verloren zu haben. Gerührt hatten die Äußerungen des edeln Mädchens ihn nicht; aber der erst so feste, dann so zitternde Ton, worin sie sprach, that doch die Wirkung auf ihn, daß er nicht sogleich den finden konnte, in welchem er antworten sollte. Indefs öffnete er schon wieder den aufgeworfenen Mund, als der Wagen hielt. Thurneisen sprang heraus, und hob das Mädchen vom Wagen, ehe Lille, der

auf der andern Seite ausgestiegen war, und geschäftig in eben der Absicht herbeyeilte, anlangen konnte. Es schien ihn einen Augenblick lang zu schmerzen, daß er zu spät gekommen war.

Man fand im Wirthshause ein Frühstück aufgetragen. Das Frauenzimmer als nichts davon; Lille bemerkte aber, daß sie sich heimlich ein Stück trocknes Brot geben liefs, sogleich dafür bezahlte, und es in die Tasche steckte. Der Anblick hätte ihm alle Eßlust geraubt, wenn er welche gehabt hätte. Thurneisen als mit dem Appetite eines jungen gesunden Mannes, und die beiden andern für achte. Am Ende machten sie aber alles wieder durch die Erklärung gut, daß sie von hieraus einen andern Weg nehmen mußten. Lille war so froh darüber, mit der anziehenden Unglücklichen und seinem Reisegefährten allein zu seyn, daß er es kaum bemerkte, als der Geistliche seinen Abschiedsgruß beym Einsteigen nicht erwiederte, und, von diesem aufgehezt, der Rosstäuscher nur an seinen Hut griff, ohne ihn zu rücken.

7.

So saßen denn unsre edeln Reisenden allein beysammen, und der Wagen rollte fort. Fast eine Viertelstunde verging, ehe sie Worte sprachen; ihre Blicke waren desto beredter. Das gute Mädchen sah zwar wieder von Zeit zu Zeit auf die Räder; doch nur, wenn ihr furchtsam aufgeschlagenes Auge Thurneisen's oder Lille's Augen, voll inniger Theilnahme, begegnet war. Alle Drey schienen heimlich bewegt zu seyn, und es verbergen zu wollen. Vorzüglich wallte der Busen des Mädchens ungestüm. Ihr Schutzgeist schien ihr zuzuflüstern, daß Rettung — Rettung! — nahe sey. Die Empfindung, die aus allen Blicken glänzte, schlang ein magisches Band um sie, das sie immer fester und fester an einander knüpfte. Sie waren schon Vertraute, noch ehe sie sprachen. Bringt wahrhaft gute Menschen zusammen: sie finden sich aus, und lieben einander in kürzerer Zeit, als Falsche sich entschließen, ob sie einander ausspähen wollen.

Endlich begann Thurneisen das Gespräch. Seine Stimme hatte jenen zitternden, eindringenden Ton, dem Leidende nie wider-

stehn, und dann am wenigsten, wenn es eine schöne Männerstimme ist, der die Rührung diese Vibration ertheilt, die keine Kunst erreicht, und die das Einzige ist, was der Heuchler nicht nachzuahmen vermag.

„Sie vertheidigten vorhin,“ sagte er zu dem Frauenzimmer, „den großen und unglücklichen Verfasser der Heloise so lebhaft und unwiderstehlich. Glauben Sie mir, er verdient es; aber um es so thun zu können, muß man selbst sehr traurige Schicksale überstanden haben.“ (Schon wieder blinkten Thränen im Auge des Mädchens.) „Es ist eine kühne Forderung,“ fuhr er fort, und faßte ihre Hand mit einer Mine voll Ehrfurcht; „aber glauben Sie es der Bewegung, in der Sie uns Beide sehn, wir würden Ihr Zutrauen nicht mißbrauchen, und vielleicht... Es giebt ja nur sehr wenige Übel, welche freundschaftliche Theilnahme nicht wenigstens lindern könnte. Vertrauen Sie sich unserer Ehre; ich sage mehr, vertrauen Sie sich unsern Herzen an.“

Das Frauenzimmer warf einen gerührten Blick auf ihn. Sie wollte reden; aber aus ihren Worten wurden Seufzer. Jetzt schien sie im Begriff, zu sprechen: indem erinnerte

sie sich, daß Lille ihr noch kein Wort der Theilnahme gesagt hatte. Sie sah flüchtig auf ihn hin. Der hohe Ausdruck der Empfindung in seinem Gesichte hätte hingereicht; doch er faßte ihre andre Hand, er sprach — Beredt war unser Lille nie, selbst dann nicht, wenn er gerührt war: aber dann warf er nicht Floskeln, dann schüttete er Feuerfunken in die Seele des Hörers. Aus jedem Zuge seines Gesichtes glänzte der Adel seiner Seele; in jeder Mine sprach schwärmerisch-erhabne Menschenliebe, und das Feuer seiner Augen glühte ernst und durchdringend. Er erwärmte nicht: er elektrisirte; er gewann nicht: er unterjochte. Annette widerstand ihm nicht lange. Hier ist ihre Geschichte. Tausendmal zerrifs Schluchzen den Faden ihrer Erzählung, und an zwanzig Orten mußte man nur aus der verdoppelten Röthe ihrer schönen Wangen errathen, was ihr Stocken verschwieg.

8.

Annette war die jüngste Tochter eines kleinen Beamten in L., einem Städtchen der Champagne. So arm er war, that er doch

das Äußerste, seinen Kindern eine gute, bildende Erziehung zu geben, und man weiß, wie wenig bey dem Feuertemperamente der Franzosen nöthig ist, alle Anlagen des Herzens und Geistes, wenn nur welche da sind, wenigstens in Spiel zu setzen. Obgleich erst vierzehn Jahre alt, als ihr Vater starb, zeichnete sich Annette doch schon eben so sehr durch ihren Verstand und Geist aus, als durch ihre Schönheit. Ach, sagte sie: die Bewohner von L. sind so gute Leute; sie hatten mich so lieb! Warum führte mich doch mein unglückliches Geschick nach Paris! Was werden meine alten Freunde jetzt sagen! Werden sie mich nicht verachten? Ich wollte, sie hätten mich weniger geliebt!

Annettens ältere Schwester war bey weitem nicht so liebenswürdig, als sie: von Natur zänkisch, starrsinnig, boshaft. Annettens Vorzüge erfüllten ihr Herz mit Neid und Haß. Jede Auszeichnung, welche diese von den ältern Nachbarn und Jünglingen des Orts erhielt, mußte sie zu Hause ihrer Schwester durch Mißhandlungen abbüßen. Es geschah vielmehr, um sie vor diesen zu sichern, als um sie zu versorgen, daß die

gute Mutter, die ihrem Tode täglich entgensah, ihre Lieblingstochter, Annette, zu einer nahen Verwandten nach Paris schickte.

Diese Verwandte hatte einen Kramladen, in welchem Annette ihr helfen mußte. Aber auch die Bildung ihrer Talente wurde mit Sorgfalt fortgesetzt, so sehr die Umstände des Mütterchen es erlaubten. Annette liebte und pflegte sie dafür mit wahrhaft kindlicher Sorgfalt. Auf dem Sterbebette liefs die gute Frau ihren einzigen Sohn zu sich kommen. „Deine Cousine,“ sagte sie zu ihm, „ist ein wackeres, verständiges Mädchen, und sie versteht meinen Kramhandel so gut, als ich. Dafs du ihre Schönheit bemerkst, hat mir dein Betragen gegen sie öfter gezeigt, als es mir lieb war. Versprich mir, sie zu heirathen, so sterbe ich ruhig; gewifs, du wirst glücklich mit ihr leben.“ Annette zerflofs bey diesen Worten in Thränen; auch der junge Mensch weinte herzlich. Sie knieeten neben einander hin, und fügten in der kalten Hand ihrer Mutter ihre Hände in einander. Einige Stunden nachher drückten sie ihr die Augen zu.

9.

Anton war, was man gewöhnlich einen guten Menschen nennt, und eigentlich einen Charakterlosen nennen sollte. Er konnte leicht gerührt werden; aber eben so leicht liefs er jeden Eindruck wieder verwischen. Jede Vorstellung flöfste ihm gute Vorsätze ein, und jedes tadelnswürdige Beyspiel rifs ihn zur Nachahmung hin. Seine Mutter hatte ihn ein Gewerbe lernen lassen, das mit ihrem Kramhandel in Verbindung stand; aber er vernachlässigte es so sehr, dafs sie gewöhnlich Fremde brauchen mufste. Ganze Tage und Nächte durchschwelgte er mit liederlichen Gesellen. Wenn er zu Hause kam, und seine Mutter ihm ihren Kummer bezeugte, weinte er, und war nun einige Tage lang anhaltend fleifsig, bis ihn einer seiner Kameraden abrief. Bey Annetten schien er nur für sie Sinn und Gefühl zu haben; aber er liebkos'te ihr oft so begehrend, dafs sie Mühe hatte, sich seiner Zudringlichkeit zu entwinden. Sobald er sie nicht mehr sah, vergafs er sie, und warf sich in die Arme der ersten feilen Nymphe, die er antraf. In den kleinen Städten und auf dem Lande werden

Leute dieser Art gewöhnlich sehr rechtliche Menschen; in den großen Städten sind sie in der Regel Bösewichte.

Dieser zweydeutigen Eigenschaften ungeachtet, fühlte Annette doch mehr für den schönen jungen Mann, als sie gerade ihrem Vetter und dem Sohne ihrer Wohlthäterin schuldig war. Jetzt zeigte er bey der Bahre seiner Mutter eine solche Rührung, so viele gute Entschlüsse; er behandelte Annetten so zärtlich und so ehrerbietig, daß sie herzliche Liebe für ihn empfand.

Als sie von der Leichenbestattung zurückkamen, und sich nun allein in dem Hause sahen, worin sie bis jetzt ihrer guten Mutter so gern gehorchet hatten: — sie standen vor dem Lehnstuhle, auf dem sie zu sitzen pflegte; sie sahen einander an, fielen sich weinend um den Hals, gelobten sich ewige Treue, und redeten den Tag der Trauung ab. In der folgenden Nacht fand Anton Mittel, sich in Annetts Schlafzimmer zu schleichen, und nach einigem Widerstreben gestand das arme Mädchen ihm wirklich zu, was der rechtliche Mann von der erwählten Gefährtin seines Lebens erst als Gatte zu fordern pflegt.

10.

Schon am folgenden Tage ging Anton wieder aus, um sich, wie er sagte, zu zerstreuen. Zwar kam er am Abend nach Hause; aber sein leichtsinniges Benehmen zeigte sehr deutlich, daß es nur die Freuden der Nacht waren, die ihn zurückgeführt hatten. Sie behielten nicht lange den Reiz der Neuheit; schon in der nächsten Woche wartete die trostlose Annette bey ihrer Arbeit bis zur Mitternacht vergebens auf ihn. Als der Tag kam, der zur Trauung bestimmt war, hatte sie ihn seit zweymal vierundzwanzig Stunden nicht gesehen, und noch zwey Tage vergingen, eh' er sich einfand. Er sah Annetten ganz entstellt von Kummer und Weinen. Er wurde gerührt; er flehte um Verzeihung: ach, die mußte sie ihm wohl zugestehen! Ein neuer Hochzeittag wurde angesetzt, und eben so wenig beobachtet. Endlich verloren auch ihre rührenden Klagen alle Gewalt über ihn, und er beantwortete sie oft mit Schimpfen und Drohen. O, was für Barbaren sind diese guten Menschen oft!

Noch mehr! Anton verschwendete viel Geld; er spielte, und oft verlor er an einem

Abende alles, was Annette seit zwey Wochen in der Kasse ihres Kramers gesammelt hatte. Konnte sie ihm nichts mehr geben, so wurde er wild, so wüthete er; ja, eines Tages beschuldigte er sie der Veruntreuung, und schlug sie sogar. Der Abgang im Laden wurde nicht wieder ersetzt, und Annette sah den Tag kommen, da sie ihn aus Mangel an Waaren würde verschliessen müssen, oder da die Gläubiger es thun würden.

In dieser ängstlichen Lage schrieb sie an ihre Mutter, erzählte ihr aufrichtig — nur das Laster ist schlau genug, sich zu verbergen; die gefallene Unschuld vermag es nicht, auch wenn sie wollte! — ihre Geschichte und ihre Fehltritte. Sie bat um Erlaubniß, nach L. zurückzukehren, und um etwas Geld dazu. Mit welcher schmerzlichen Sehnsucht sah sie der Antwort entgegen! Viele Wochen vergingen, ohne daß sie erschien.

II.

Einst zitterte sie, als sie Anton die Strasse herunterkommen sah. Sie hatte den ganzen Tag keinen Sou gelöst, weil sie die meisten

Kunden aus ihrem schon beynahe geleerten Laden unbefriedigt hatte fortschicken müssen. Sie hatte sich am Mittage mit einem Stück trockenen Brotes beholfen, und zitterte vor Antons Wildheit, wenn sie ihm nichts zu geben hätte: aber er grüßte sie freundlich im Eintreten, liebkos'te ihr, und zog sie auf seinen Schoofs. Sie litt es mit jener traurigen Fassung, die aller Hoffnung längst entsagt hat, aber doch nicht muthig genug ist, neue Betheurungen mit der Verachtung zurückzuweisen, die sie verdienen.

„Annette,“ sagte Anton, „du hast mich lange nicht an unsre Hochzeit erinnert; es ist ja wohl einmal Zeit, daß wir dazu thun.“ Sie warf einen Blick auf ihren schwangern Leib, ohne zu antworten. „Zuerst aber,“ fuhr er fort, „müssen wir unsre Sachen wieder in Ordnung bringen. Ich bin sehr verschwenderisch gewesen; doch will ich mich bessern. Ich weiß ein Mittel, viel Geld anzuschaffen. Wir wollen unsre Schulden bezahlen,“ — Annette hatte keine gemacht! — „unsren Laden füllen, und uns trauen lassen. Es wird noch alles gut gehen, und wir werden so glücklich seyn, als unsre gute Mutter uns prophezeite.

Annette sah ihm mit einem zweifelnden, kläglichen Blicke ins Auge, und schüttelte traurig den Kopf.

„Höre,“ sagte er weiter; „der Prinz von L. hat dich vor dem Laden gesehen, und mein kleines Nettchen so schön gefunden, als es wirklich ist. Die sanfte Melancholie in diesen großen, schwarzen Augen hat ihn gerührt: — kurz, er hat mir durch seinen Kammerdiener, der mein Freund ist, hundert Louisd'or anbieten lassen, wenn du ihn ein Stündchen allein sprechen willst.“

Ungeheuer! rief Annette, indem sie sich von ihm losrifs, und ihm einen Stofs vor die Brust gab. Mir, deiner Cousine, deiner Braut, die bald Mutter deines Kindes seyn wird, wagst du, einen solchen Antrag zu thun? Geh; ich verabscheue dich! Jezt mag ich nicht deine Frau werden, und sollte ich im Spitale sterben!

Mit diesen Worten stürzte sie hinaus auf ihr Zimmer, wo sie sich verschlofs, und, die Hände ringend, auf einen Stuhl warf. Anton ging trotzig fort, und schlug die Thüre des Ladens zu, dafs das ganze Häuschen bebte.

12.

Am Abend kam er wieder, voll Reue, wie es schien, wenigstens sanft und liebkosend. Annette war still und traurig. Diese Nacht blieb er nach langer Zeit wieder zu Hause. Annette hörte ihn an ihrer Kammerthüre klinken; aber sie hatte sie verriegelt. O, warum unterliefs sie das je! — Auch den folgenden Tag blieb er zu Hause. Er bat Annetten auf den Knien ab; er hatte sie nur prüfen wollen; er erkannte jetzt die ganze Gröfse ihres Werthes, und war bereit, jedes Schicksal mit ihr zu tragen. Ob sie ihn gleich verachtete, durfte sie doch um ihrer Ehre und ihres Kindes willen nicht unversöhnlich seyn.

Der dritte Tag war ein Fest, an dem ihr Laden verschlossen blieb. Anton forderte sie zu einem Spaziergange auf; sie folgte ihm schweigend. Er führte sie an einen Lustort, und er selbst brachte ihr eine Tasse Schokolade. Kaum hatte sie diese getrunken, als sie sich von einer unnatürlichen Betäubung ergriffen fühlte. Mit sorgsamer Geschäftigkeit führte Anton sie in ein Kabinet, setzte sie auf einen Sofa, und

eilte fort, ihr ein Glas Limonade zu bringen. Unmittelbar hernach trat der Prinz von L. herein. Annette hatte kaum Besinnung genug, zu bemerken, was um sie her vorging: wie hätte sie ihm widerstehen können?

In stumpfsinniger Verzweiflung schwankte sie nach Hause: allein; denn Anton kam nicht wieder. Zwey Tage und Nächte brachte sie zu, ohne ihren Laden zu öffnen, ohne sich auszukleiden, ja, fast ohne Nahrung zu sich zu nehmen. In dumpfem Hinbrüten bemerkte sie kaum, ob es Tag oder Nacht sey. Mehr als Eine Krankheit wüthete in ihrem Körper. Aufser der Schwangerschaft, aufser dem Fieber, das der lange Kummer ihr endlich zugezogen hatte, fühlte sie sich noch von einem dritten Übel ergriffen, das sie anfangs nicht kannte, bald aber wohl errathen mußte. Der Prinz hatte es vielleicht in einer ernsthaften affaire du coeur von einer Gräfin oder Marquise erhalten: warum hätte er Bedenken tragen sollen, es in einer aventure fortuite einem kleinen Bürgermädchen wiederzugeben?

13.

Am dritten Tage weckten die Gerichtsdienner Annetten aus ihrer Betäubung. Anton war für seine Schandthat nicht so gut bezahlt worden, als man ihn hatte hoffen lassen, weil, wie der Kammerdiener sich sehr witzig ausdrückte, der Prinz kein Liebhaber davon war, à prendre du gibier mort et entamé. Das Geld hätte kaum hingereicht, die Hälfte von Antons Schulden zu bezahlen. Aus Verzweiflung verspielte er es denselben Abend an jenen Menschen wieder, und nahm am folgenden Morgen Handgeld. Seine Gläubiger eilten, sich des Überrestes von seinem Vermögen zu bemächtigen. Man fragte Annetten, was ihr im Hause gehöre? Stumm deutete sie auf ihren kleinen Kasten nieder. Man trug ihn vor die Thüre, führte sie zu ihm hinaus, und verschloß das Häuschen.

14.

Ausgestossen aus dem Hause, das sie als ihr väterliches anzusehen gewohnt war, und das Fremde jezt hinter ihr verschlossen; krank, ihrer Ehre beraubt, allein in einer ungeheu-

ren Stadt: — hätte sie volle Besinnung gehabt, sie würde in diesem Augenblicke ihr Leben von sich gethan haben, wie eine beschwerliche und unnütze Bürde, nach der man sich nicht umsieht, wenn man sie hingeworfen hat! Aber ihre Brust war gewalt- sam beklemmt; ihr Kopf schwindelte. Ma- schinenmälsig schwankte sie die Strasse hin- auf, in eine Kirche, an einen offenen Beicht- stuhl, worin sie sonst zu beichten pflegte. Sie knieete auf der Schwelle desselben nie- der, und stützte ihren Kopf an die Lehne, ohne zu bemerken, ob jemand darin sey. Es befand sich in demselben ein Wesen, das auch in Palästen und auf Lehrstühlen der Moral nur selten ist: ein wahrer, edler Mensch!

Der ehrwürdige Greis, der sonst Annet- tens Beichtvater gewesen war, freuete sich, sie nach langer Zeit einmal wiederzusehen. Als er einige Minuten gewartet hatte, ohne dafs sie sprach, fragte er sie, was ihre Base mache? Ohne aufzusehen, wer sie frage, antwortete sie langsam: „Vor vier Monaten scharrete man sie ein!“ Der Ton ihrer Stim- me hatte etwas so furchtbar Kaltes, Hohles, Unnatürliches, dafs der Mönch schauderte.

Indefs fragte er weiter: Und wie geht es Ihnen jetzt? — Ohne aufzublicken, fuhr sie eben so fort; „Man hat mich geschändet, verkauft, mit einer gräßlichen Krankheit angesteckt, und aus dem Hause gestossen.“

Heiliger Gott! rief der Greis, und schlug die Hände zusammen. Er hob ihr den Kopf auf, um ihr in's Gesicht zu sehn. Ihr Auge war stier und trocken; ihr Gesicht kalt und starr; in jedem Zuge Verzweiflung, Wahnsinn, Tod. „Annette!“ rief er; „Madoiselle Annette!“ und schüttelte sie. Sie fuhr zusammen, sah ein bekanntes Gesicht vor sich, sah inniges Mitleiden darin, und brach in einen Thränenstrom aus, der ihr das Leben rettete.

15.

Der Mönch war arm; man ist das aber nie so sehr, daß man nicht noch Gutes thun könnte, wenn man den ernstlichen Willen dazu hat. Sobald er Annettens ganze Lage kannte, führte er sie zu einem Wundarzte, der sein Freund war, übergab sie seiner Kur, und ging fort, für ihre Sachen Sorge zu tragen, und von seinen reichern Beichtkin-

dern das nöthige Geld zur Heilung zu erbitten.

Der Wundarzt liefs die Kranke zu Bette bringen, und schlug ihr eine Ader; auch seine wackre Frau war äufserst geschäftig an dem Lager der Unglücklichen, die alles ohne Widerstreben erduldet, und alles hinnahm, ohne zu danken. In wenigen Stunden zeigte sich ein fürchterliches hitziges Fieber. Während des Laufes der Krankheit ward sie von einem todten Kinde entbunden. Endlich besserte es sich mit ihr; und als sie gänzlich wieder hergestellt war, verschaffte ihr der wackere, menschenfreundliche Mönch die Stelle der Ausgeberin in einem Nonnenkloster.

O, lafst uns auch in der Kutte den Bruder nicht verkennen! Lafst uns auch den Fanatismus und seine Diener nicht fanatisch verfolgen! — Weil wir aufgehört haben, gewisse Stände für heilig zu halten: müssen wir deshalb lauter Verworfenne in ihnen sehen?

16.

Endlich glaubte Annette Ruhe gefunden zu haben. In Klöstern wohnt sie nicht. Annette stand ihrem Amte mit Treue und Sorgfalt vor; aber man umspähte sie mit jener lebhaften Neugier, welche, auf wenig Gegenstände beschränkt, diese mit immer regem Argwohne bewacht. Man bemerkte bald, daß Annette viel las, und wußte bald, daß es nicht Legenden waren, die sie beschäftigten. Auch die Heloise war unter den wenigen Büchern, die sie in ihrem Kasten gerettet hatte, und die man ihr eines Tages, mit bittern Verweisen, wegnahm. Bald darauf wurde durch einen unglücklichen Zufall bekannt, daß das Fieber nicht die einzige Krankheit gewesen sey, von welcher der Wundarzt sie geheilet hatte; und nun bestanden die heiligen Schwestern darauf, daß sie sogleich das Kloster räumen solle.

Annette flehte den Himmel um das Erbarmen an, das sie bey den Menschen vergebens suchte. Ihre wenigen Habseligkeiten hatte sie bald, unter lautem Jammer, zusammengepackt. Eben war sie im Begriff, das Kloster zu verlassen, ohne daß sie wußte,

wohin sie sich wenden solle, als ihr ein Brief gebracht wurde. Leider erkannte sie sogleich an der Aufschrift, daß ihn nicht ihre Mutter, sondern ihre Schwester geschrieben hatte.

Diese meldete, daß ihre Mutter vor einem halben Jahre gestorben sey — sie hatte es nicht der Mühe werth geachtet, Annetten früher davon zu benachrichtigen; — daß sie nichts nachgelassen habe; daß sie selbst verheirathet, aber nicht reich genug sey, Annetten zu ernähren. „Damit du aber deinem Schandleben entkommest, und nicht länger deine Familie beschimpfest,“ schrieb sie, „will ich meine Magd entlassen, und du kannst an ihre Stelle treten.“

Welche Aussichten auf Härte, schimpfliche Vorwürfe und Mißhandlungen! Und doch war Annette so unglücklich, daß sie selbst diese als eine Versorgung betrachten mußte. Sie bebte vor der schrecklichen Zukunft, die ihr bevorstand: aber es war doch eine Art von Daseyn, die ihr angeboten wurde. Für die Gegenwart stand ihr kein Ausweg offen, — sie hätte denn den Selbstmord dafür ansehen müssen. Ihre Äußerung gegen den Kanonikus scheint zu beweisen, daß sie mit dieser Vorstellung vertraut geworden war.

Indels verkaufte sie ein Paar goldne Ringe, die sie noch von ihrer Mutter und Base besafs, und bestieg den Postwagen, auf dem wir sie fanden.

17.

Annette schlofs ihre jammervolle Geschichte mit einem tiefen Seufzer, und blickte furchtsam auf. Thurneisen hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, und seine Braunen tief über die Augen herabgezogen, in denen ein trübes, melancholisches Feuer blitzte. Lille dagegen war in einem Zustande, der sogar Annetts Jammer übertraf. Er rang die Hände mit wilden, verzweiflungsvollen Blicken, und warf sich in seinem Wagenwinkel voll Ungeduld hin und her. Selbst Annette fühlte Drang, ihn zu trösten. Sie öffnete die Lippen: — was konnte sie sagen? Sie sank zurück, und weinte still. Allmählig schien er sich zu beruhigen. Er drückte sich in die Ecke, und schlug den Mantel vor sein Gesicht. Den ganzen übrigen Weg machte man schweigend; nur leise Seufzer wurden gewechselt.

Als man im Wirthshause zu Paraclet abgestiegen war, trat Lille plötzlich zu Annetten, und faßte ihre Hand. „Nein, armes, unglückliches, sanftes Geschöpf! Du sollst nicht zu deiner Schwester, zu unnatürlichen Menschen, die deinen Jammer nicht verstehen, deren Härte dich tödten würde! Die ganze übrige Welt scheint dir verschlossen; ich weiß aber noch ein Haus, das eine Freystätte des Unglücklichen ist, und worin du als ein heiliges Opfer des Schicksals behandelt werden wirst. Ich kenne eine Frau, deren Seelengröße sie über jedes Vorurtheil erhebt, die dich liebevoll aufnehmen, und mit zärtlicher Sorgfalt deine Thränen trocknen wird!“

Er ging fort, an seine Freundin zu schreiben. Noch einmal: ich wünsche dem Publikum Glück! Es wird einst diesen Brief lesen, vielleicht das Beredteste, was jemals der begeisterte Dolmetscher aller edeln Gefühle niederschrieb; es wird den großen Unglücklichen für fremdes Elend rechten sehen, wie sonst nirgends, und wie er für sich selbst nie zu sprechen vermochte.

Er erzählt Annettens Schicksale; er fordert Dank von seiner Freundin für die Hul-

digung, daß er ihr diese Unglückliche zuweise. Er schließt: „Ein solches Geschick legt der Himmel nur den Herzen auf, die er zur erhabensten Tugend veredeln will. Eine Seele, die durch solche Lagen gehen konnte, ohne herabgewürdigt zu werden, ist vollendet, und des Höchsten werth, was die Erde bieten kann. Ich lege ihr Schicksal in Ihre Hände, und bin darüber beruhigt. — Sie suchten eine Freundin, die würdig wäre, Ihre Sorgfalt für Ihre Kinder mit Ihnen zu theilen. Wollen Sie eine, die mit wahrhaft mütterlicher Treue über sie wachen, sie zu jeder Vollkommenheit des Herzens bilden wird? Nehmen Sie dies seltne, vom Geschick geprüfte, geläuterte, vollendete Wesen aus meinen Händen an.“

18.

Voll bescheidenen Bewußtseyns einer guten That, wallfahrteten Lille und sein Freund an Heloisens Grab. Annette fuhr mit dem Reisegelde, das Thurneisen ihr vorschofs, nach . . . , wo Lille's Freundin sich damals aufhielt. Sie ging in das Haus derselben, schickte ihr den Brief hinein, und erwartete zitternd im Vorzimmer die Entscheidung ihres künftigen Schicksals. Sie mußte lange warten; denn der Brief war nicht kurz, und die edle Frau brauchte Zeit, sich von der Rührung zu erholen, in die er sie versetzte.

Endlich geht die Flügelthür auf. Eine edle, hohe weibliche Gestalt tritt heraus, und kommt mit offenen Armen auf Annetten zu. Kommen Sie, meine Freundin, kommen Sie an mein Herz, und vergessen Sie jede Ungerechtigkeit des Schicksals! Sie wären mir willkommen und heilig, auch wenn es nicht Rousseau wäre, der Sie mir empfiehlt. Aber Sie sollen sehen, daß ich die unglückliche Tugend zu ehren weiß, und daß ich Rousseau's Zutrauen verdiene.

„Wie?“ rief Annette; Rousseau ist es,
der große Rousseau selbst, der mich von
der Verzweiflung rettet?“ Sie schwankte so
sehr, daß Mylady Howard kaum Zeit be-
hielt, ihr einen Armstuhl hinzurücken, in
den sie niedersank.

II.

Rousseau, der Rächer der Unschuld.

I.

Es gab eine Zeit, da die Engländer in den Romanen ihrer Nachbarn immer die edlen Rollen spielten; selbst Rousseau huldigte ihnen durch seinen Lord Bomston. Das mag eine Kleinigkeit scheinen; aber es ist das ehrenvollste Zeugniß, das je eine Nation erhalten hat. Die Britten verdienten es. Bis weit über die Hälfte unsers Jahrhunderts waren gerader fester Sinn, vorurtheilsfreye Denkart, kraftvolles Selbstgefühl und Großmuth die hervorstechendsten Züge ihres Charakters. Jetzt, sagt man, sey kaum noch eine Spur derselben zu erkennen. Der furchtbare Mann, der die Freyheit Grossbritanniens aufopferte, um seinen vorübergehenden Despotismus unbeschränkt zu machen, und der

durch seine ehrsüchtigen Plane einen Abgrund grub, in den der unglückliche Staat ohne Rettung hinabstürzen wird; — der Furchtbare habe noch unendlich mehr als das, er habe die Depravation seines Volkes verschuldet. — Die Nachwelt wird es rächen. Ist jene Anklage wahr *), so setzt sie dereinst einen verabscheuten Namen mehr auf jene schreckliche Liste, auf der die Pisistrate und Catilina's prangen; und der Geschichtschreiber wird wieder einmal, indem er die Thaten eines grossen Mannes niederschreibt, mit Thränen des Unwillens hinzufügen müssen: „der Thron seiner Grösse ruht auf dem Nacken seines Volkes. Den Beweis seiner Kraft giebt die Entwürdigung seiner Brüder! Bewundert ihn mit Entsetzen!“

Es giebt keinen empörendern Anblick, als eine sinkende Nation. Ich wende den Blick mit bitterm Schmerz,

*) Sie ist es nicht, — setze ich jetzt nach reiferer Erkenntniß hinzu. Pitt selbst ward von dem Drange der Umstände hingerissen: nur verzögern konnte er den Gang der Nation dem Abgrund entgegen — und das that er mit der Kraft eines grossen Mannes.

2.

Jeden Zug, den man einst in dem Britischen Charakter ehrte, vereinigte der junge Eduard Jackson in dem seinigen. Er war edelmüthig, ernsten, hellen Geistes, vorzüglich von fester Selbstständigkeit, und voll glühender Liebe zur Freyheit. Sein Vater, ein Landgeistlicher, der nur ein sehr mäßiges Einkommen besaß, hatte selbst an Eduards Bildung gearbeitet. Er hatte sich bestrebt, seinen Verstand durch jede nützliche Kenntniß zu entwickeln, aber noch ungleich mehr Sorgfalt darauf gewendet, die Keime jener Kraft, die den wahren Mann macht, — selbst und bestimmt wollen zu können, was Herz und Überlegung für recht erklären: nicht vor einem fremden Willen sich zu beugen, wenn er Unrecht gebietet, und nicht durch kleinliche Rücksichten und Eigennutz den einmal gefassten muthigen Entschluß wieder lähmen zu lassen, — die Keime dieser Kraft, sage ich, in der Seele des Knaben ungeknickt zu erhalten. „Setze dich in den Stand,“ sagte er auch oft zu ihm, „die Gaben des Glückes selber gewinnen, oder entbehren zu können, so werden sie dich nicht

verderben, wenn sie dir zufallen, und ihr Mangel wird dich nicht unglücklich machen. Du wirst ein freyer Mann seyn, wie auch das Schicksal über dich walten mag.“

Eduard hatte die Lehren seines weisen Vaters wohl gefasst, und benutzte sie. Ob sie gleich — wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn man eine jugendliche Seele mit den Maximen des späten Alters nährt, — seinem Geiste einen etwas romantischen Schwung gegeben hatten, so war der Jüngling doch, als er im achtzehnten Jahre in die Handlung seines Oheims zu London trat, ein viel festeres, selbstständigeres Wesen, als gewöhnliche Männer im vierzigsten zu seyn pflegen. Sein immer gleiches, gefälliges Betragen, sein strenger Fleiß, sein offner Kopf machten ihn bald zum Lieblinge des ganzen Hauses. Sein Oheim war stolz auf ihn, und freute sich heimlich über die Aussicht, wie glücklich einst seine einzige Tochter durch ihn werden würde: denn es war sein Lieblingsplan, ihn durch eine Heirath mit derselben zu seinem Erben zu machen. Eduard ahnete nichts davon. Das junge, etwas coquette Frauenzimmer liefs ihn gleichgültig, und er ging, ohne Plane,

unbefangen seinen rechtlichen Weg vor sich hin,

3.

Er mochte etwa vier und zwanzig Jahre alt seyn, als ihn ein Geschäft in die Wohnung einer armen Wittve führte, die mit ihrer Tochter von dem Ertrage ihrer Arbeiten lebte. Er sah diese Tochter: nie hatte er eine edlere und reizendere Gestalt gesehen! — Und der unerkünstelte Ausdruck schüchterner Jungfräulichkeit, der über Milly's ganzer Person verbreitet war und jede ihrer Bewegungen begleitete, machte ihre Reize unwiderstehlich. Er redete sie an, und erstaunte über den richtigen Verstand und das innige Gefühl, die aus jeder ihrer leise und furchtsam gesagten Antworten sprachen. Sinnend über die neuen Empfindungen, die das Mädchen in ihm erweckt hatte, ging er endlich fort; doch schon am folgenden Tage erneuerte er seinen Besuch. Nach einem ununterbrochenen Umgange von vier Monaten, war ihm Milly unendlich reizender und hochachtungswerther, als am ersten Tage. Er hatte ihr nie gesagt, daß er sie liebe; aber die Sehn-

sucht, mit der sie ihn immer erwartete, und die offene, zutrauliche Zärtlichkeit, mit der sie ihn behandelte, verriethen, daß sie seine Empfindungen kenne, und sie erwiedere. Er fühlte, daß er mit ihr, und nur mit ihr, glücklich leben würde: ganz unbefangen ging er also zu seinem Oheim, ihm das zu sagen, und ihn um seine Einwilligung zu der Heirath zu bitten.

4.

Der alte Kaufmann erstaunte über seines Neffen Einfall. Er stellte ihm die Armuth des Mädchens vor, und die seinige; er erinnerte ihn an die Hindernisse, die eine so frühe Heirath seinem Glücke in den Weg legen würde; — er schloß ihn endlich mit Rührung in seine Arme, rief ihm die Liebe und das Zutrauen ins Gedächtniß, die er ihm bis jezt erwiesen habe, und sagte ihm unverhohlen, er habe gehofft, seiner Tochter in ihm einen Gatten zu geben, der sie glücklich machen würde. Eduard wurde hierdurch gerührt. Er dankte seinem Oheim mit der herzlichsten Wärme für seine gütigen Absichten, blieb aber fest dabey: er liebe

Milly, habe sich um ihr Herz beworben, und sey also schuldig, sie nicht zu täuschen.

Nach tausend vergeblichen Vorstellungen gerieth der Alte endlich in Zorn darüber, daß der Jüngling seine Güte verschmähte. Geh hin, undankbarer Thor! sagte er; thue, was du für gut findest! Aber wenn du darauf bestehst, dich an die Bettlerin zu hängen, so lasse dies das letzte Mal seyn, daß ich dich sehe, und räume noch heute mein Haus!

Eduard ging. Er war nicht undankbar; er fühlte tief, welche Ergebenheit er seinem wohlwollenden Oheime schuldig sey, aber auch, daß keine Wohlthaten jemand berechtigen können, von Andern das Opfer ihres Glückes oder gar ihrer Rechtschaffenheit zu fordern. Sein Entschluß war bald gefaßt. „Mein Oheim verläßt mich?“ sagte er zu sich selbst. „Und was denn mehr? Bin ich nicht jung und gesund? Hab' ich nicht so viel gelernt, daß ich mich und meine Milly ernähren kann? Auch mein Oheim hat sich ja aus der Armuth empor gearbeitet. Es wäre feige und lächerlich, wenn ich nicht eben das zu versuchen wagte, wenn ich der Sorge für mein tägliches Brot das aufopfern

wollte, was das Glück meines Lebens ausmachen wird; es wäre schändlich, wenn ich um des Geldes willen ein Mädchen verliefse, um dessen Liebe ich mich bewarb, und das mir sie schenkte.“

5.

Indefs fühlte er doch, als er eben im Begriff war, das Haus seines Oheims zu verlassen, daß es vernünftig und schicklich sey, Milly vorher förmlich um ihre Hand zu bitten. Er ging zu ihr. Sie saß an dem Krankenlager ihrer Mutter, die einen Anfall vom Schlagflusse gehabt hatte. Bey diesen Umständen liefs sich nicht von Liebe sprechen. Er theilte Milly's Sorgfalt für die Sterbende drey Tage lang, und arbeitete indessen an der Ausführung des Planes, den er sich entworfen hatte. Es fiel ihm nicht ein, daran zu zweifeln, ob Milly Entschlossenheit genug haben würde, jede Lage mit ihm zu theilen; und da sein Entwurf unvermuthet schnell gelang, so eilte er zu ihr, um endlich seine entscheidende Anfrage zu thun. Er fand sie in halb-wahnsinnigem Schmerze: so eben war ihre Mutter verschieden. Als er hereintrat, fiel

sie sprachlos an seine Brust. „Was würde jetzt aus mir, wenn Sie nicht mein Freund wären!“ Das waren die ersten Worte, die sie nach einer halben Stunde zu sagen vermochte.

Eduards Entschluß forderte Eil. Auf die Bahre der Mutter gelehnt, und Milly, die sich an seine Schulter stützte, im Arme haltend, sagte er ihr: „Liebe Milly! Sie haben mich bis jetzt vielleicht für reich gehalten. Ich bin arm. Ich lebte in dem Hause eines Verwandten. Ein Zwist mit ihm hat mich bewogen, mich von ihm zu trennen. In wenigen Tagen verlass' ich England. Lieben Sie mich genug, um mit mir zu gehen?“ — Um die Welt folge ich Ihnen! flüsterte sie erröthend, indem sie ihr nasses Gesicht an seiner Brust verbarg, und ihre schönen Arme um ihn schlang.

Milly wurde beym Worte genommen. Eduard hatte einen Posten im Dienst der Ostindischen Compagnie erhalten, und sollte in acht Tagen abreisen. Den Tag nach der Beerdigung wurden sie getraut, und bald waren sie eingeschifft.

6.

Arm in Arm standen sie am Fenster der Cajüte, als sich die Küste Großbritanniens, wie ein weißes Wölkchen, das hinter den Horizont hinabsinkt, aus ihren Augen verlor. Sie sahen sich mit einer schmerzlichen Rührung an; sie umschlossen sich fest und innig: aber sie gelobten sich keine ewige Zärtlichkeit, keine unerschütterliche Treue. Wie sie den ganzen Roman der zärtlichen Gefühle durchgespielt, ohne das Wort „Liebe“ auszusprechen, hatten sie im Herzen das Gelübde der Treue bis in den Tod abgelegt, ohne sich selbst eines Entschlusses bewußt zu seyn, oder von einander ein Wort darüber zu erwarten.

Ihre Fahrt ging mit geschwellten Segeln fort. Hatten sie Stürme auszustehn, Beschwerden zu ertragen, Gefahren zu überwinden? Ich weiß das alles nicht; aber ihre Reise war glücklich: sie geschah im Arm der Liebe.

7.

Bey seiner Ankunft zu Calcutta erhielt Eduard einen unbedeutenden Posten in der Kriegskanzeley. Er lebte mit seiner Milly äußerst still und unbemerkt. Von der schwelgerischen, sultanischen Lebensweise, die den Europäern dort eigen ist, hielt sie eben sowohl ihr Verstand und ihr Herz, als ihr geringes Einkommen zurück. Seine Redlichkeit verbot ihm, es auf die leider nur zu übliche Weise zu vergrößern; aber Milly's Wirthlichkeit wußte viel aus Wenigem zu machen: sie ersparte sogar. Mit den üppigen Weibern der andern Beamten hatte sie fast gar keinen Umgang. Sie bewohnte ein Landhäuschen vor der Stadt, und schöpfte ihre Freuden aus dem Genusse der schönen Indischen Natur, welche ihr durch Neuheit doppelt reizend war; und wenn sie Unterhaltung wünschte, besuchte sie einige Baniannen Frauen, die in der Nachbarschaft wohnten, und mit denen sie sich bald verstehen lernte.

In eben dem Verhältnisse lebte Eduard mit seinen Nebenbeamten. Still und pünktlich that er seine Geschäfte, und sobald sie

vollendet waren, eilte er zu dem Hüttchen zurück, das in seinem reizenden Weibe alles umschloß, was die Erde Kostbares für ihn hatte. Die übrigen Beamten suchten ihn anfangs an sich zu ziehen: da aber seine Verschlossenheit sie zurückstieß, so nannten sie ihn einen Grillenfänger; da sie seine einfache Lebensart bemerkten, so fingen sie an, ihn zu verachten. Bald war nur noch dann von ihm die Rede, wenn man zu irgend einem wichtigen Geschäfte einen Mann von großer Geschicklichkeit und strenger Treue bedurfte. Der Glückliche, wenn es immer so geblieben wäre! Er bemerkte die Vernachlässigungen nicht; denn was waren ihm Reichthum und Ehrenstellen, wenn er seine Milly im Arme hielt!

8.

Man weiß, daß der hohe Kriegermuth, dessen Besitzer wir Helden zu nennen pflegen, sehr oft im Grunde nur unempfindliche Rohheit ist, die, von Leidenschaften getrieben, ohne Hinderniß und Gefahr zu achten, auf ihr Ziel stürzt. Man weiß, daß niemand leichter von der Herrschermacht be-

rauscht wird, und sie wilder mißbraucht, als wer zum Gehorchen geboren schien, und sich mit seinem Schwerte zur Herrscherstelle hinaufwürgte. Man weiß endlich, daß ein Brittischer Generalguvernör in Ostindien mit noch viel unbeschränkterer Gewalt despotisirt, als die Nabobs, die er unterjocht und entthront. Brauche ich noch etwas hinzu zu setzen, um Lord C** zu charakterisiren, der im elften Jahre seines Alters zum Scherz auf der Regentraufe einer Thurmspitze ritt, sich vom Schreiber zum Feldherrn und Pair emporkämpfte, und zum dritten Male als General en Chef und Guvernör nach Calcutta geschickt ward, um die verfallenden Angelegenheiten der Compagnie mit Strenge und Nachdruck in Ordnung zu bringen? — Doch ja! Denn das geht noch nicht aus dem Gesagten hervor, daß er keinen Begriff von einer andern Ehre hatte, als die mit dem Degen gewonnen wird; daß er mit stumpfsinniger Thierheit nach Wollüsten lechzte; daß er weibliche Tugend für die lächerlichste aller Chimären hielt, und daß ihn seine finstre Melancholie, die Folge seiner Ausschweifungen, die Menschen im Allgemeinen verachten lehrte.

Auf einem Spazierritte vor der Stadt sah er eine reizende Europäerin an der Thür eines kleinen Landhäuschens stehen. Ihre schlanke, edle Gestalt, der Liebreiz ihres schönen Gesichtes, zog die Aufmerksamkeit des wöllüstigen Tyrannen auf sich. Ohne sie nur zu grüßen, hielt er an, und betrachtete sie mit der finstern Gier, mit der ein Tiger das Reh hüpfen sieht, welches bald unter seinen Zähnen verbluten soll. Die junge Frau erröthete, und ging in ihr Haus zurück. Er befahl seinem Kammerdiener, Erkundigungen einzuziehen, und setzte seinen Weg fort. Der Kuppler brachte bald die Nachricht, daß es die Gattin eines vor nicht langer Zeit aus Europa angekommenen Unterbeamten sey, der aus Dürftigkeit enge und einsam zu leben scheine. Er bekam sogleich einen neuen Auftrag.

9.

Am zweyten Morgen nachher war Eduard kaum zu seinen Geschäften in die Stadt gegangen, als der Kammerdiener des Lords Milly in ihrem Gärtchen überraschte. „Er bitte um Verzeihung wegen seiner Zudring-

lichkeit, hoffe aber gewiss, die gute Botschaft, die er bringe, werde sie entschuldigen.“ — Und nun nach wenigen Umschweifen entdeckte er, mit der rücksichtslosen Unverschämtheit, welche Kupplern höchster Machthaber eigenthümlich ist, der erröthenden Frau: Se. Herrlichkeit selbst sey der vornehme Mann gewesen, den ihr Anblick vor einigen Tagen so entzückt habe. Se. Herrlichkeit wünsche die nähere Bekanntschaft einer so reizenden Frau zu machen, und zu erfahren, worin Sie ihr dienen könnte. Fürs erste bitte der Lord sie um die Gefälligkeit, sich die Summe von hundert Pfund, als ein Unterpfand des Wohlwollens, aus dem Palaste abzuholen. — „Oder,“ setzte der Nichtswürdige mit vertraulichem Winken hinzu, „wäre es Ihnen gelegener, daß Se. Herrlichkeit selbst Ihnen die Summe überbrächte?“

Milly ward blafs vor Unwillen über diesen erniedrigenden Antrag, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Indefs faßte sie sich bald. Sie dankte für die Aufmerksamkeit des Lordguvernörs. Ihr Mann, sagte sie, sey zwar nicht reich; doch lange sein Einkommen hin, sie Beide gut zu erhalten.

Sie würde — setzte sie mit einer Miene hinzu, die drohen sollte, aber ihrem lieblichen Gesichte viel zu sanft gelang, um das errathen zu lassen, — ihn von der gütigen Gesinnung Sr. Herrlichkeit benachrichtigen, damit er sie zu verdienen suche.“

Der Kuppler lächelte ein wenig spöttisch bey der letzten Äußerung; indess lobte er ihre Gewissenhaftigkeit, und empfahl sich mit vielen Complimenten.

10.

Milly hatte ihn schrecken wollen: — das Täubchen suchte bey dem Täuber Schutz vor dem Geier, und — lieferte diesem eine doppelte Beute aus. Der Kuppler war so weit entfernt, jenen Sinn ihrer Äußerung nur zu ahnen, daß er dem Lord die Nachricht brachte: sie habe ihn wegen der Bedingungen an ihren Mann gewiesen. „Das Weib ist schlau!“ rief C** mit einem menschenfeindlichen Lachen aus. „Wir wollen indess den Contract billig zu machen suchen.“ Es erging sogleich der Befehl an Eduard, sich bey dem Statthalter einzustellen.

Er kam voll Erstaunen, daß er die Aufmerksamkeit des obersten Befehlshabers erregt habe, und voll froher Erwartungen. Sobald ihn der Kammerdiener angemeldet hatte, wurde er vorgelassen. Der Lord saß allein im Cabinette, und hieß ihn mit erzwungener Freundlichkeit willkommen. Er erkundigte sich nach seinem Posten, seinen Geschäften, seinem Vermögen. Als er hörte, daß dieses sehr beschränkt sey, sagte er vornehm lächelnd: „nun, das wird sich bald ändern. Sie besitzen einen Schatz, und sind zu verständig, ihren Freunden die Theilnahme daran zu verweigern.“ Eduard erstaunte. „Sie haben eine Frau; auf mein Wort, eine sehr reizende Frau!“ —

Mylord, rief Jackson, blafs vor Zorn; meine Ehre ist unbescholten! —

„Still, mein Kind!“ fuhr Lord C** fort. „Ihre Frau hat mich mit meinem Antrage an Sie gewiesen. Ich liebe die Weitläufigkeiten nicht. Sie ziehn in meinen Palast, und ich werde so für Sie sorgen, daß Sie zufrieden seyn sollen.“ Bey diesen Worten stand er voll Selbstgefühl auf, und ging mit großen Schritten auf und ab.

Fast eine Minute verfloß, ehe Jackson

Worte fand. Endlich sagte er mit einer Fassung, die ihm die äußerste Anstrengung kostete: Mylord, der Orden, den Sie tragen, die Würde, die Sie verwalten, sichert Sie vor der Antwort, die Sie verdienen. Wissen Sie aber, daß ich ein Mann von Ehre bin, und jeden Angriff auf die Tugend meiner Frau werde zu rächen wissen!

Mit diesen Worten wollt' er das Zimmer verlassen; der Lord hielt ihn aber beym Arme zurück, maß ihn mit blitzenden Augen, und fragte ihn endlich höhnisch: „Ernst, Knabe, oder Scherz?“

Schändlicher! schrie Jackson, indem er sich losriß. Laß mich gehn, ehe ich mich an dir vergreife!

Er stürzte hinaus. Lord C** rief aber seinen Bedienten im Vorsaale zu: trotz seinem Widerstreben wurde Jackson in das Cabinet zurückgeführt. Der Kammerdiener blieb darin; die andern Bedienten lauschten im Saale.

Der Lord ging einige Minuten auf und ab, indess Jackson trotzig schweigend an der Thüre stand. Endlich trat C** mit einem Blicke, der das höchste Gefühl seiner Obermacht ausdrückte, vor ihn hin, und sagte:

„Junger Thor, du hast vergessen, daß du in meiner Gewalt bist, daß es nur von mir abhängt, dir deine Frau ohne Umstände zu nehmen, und dich im Kerker verschmachten zu lassen, oder mit Schande beladen fortzujagen. — Wähle! Du ziehst in den Palast als erster Sekretair des Gouvernements, und benimmst dich vernünftig; oder . . .

Tyrannisches Ungeheuer! schrie Jackson, indem er den Lord an der Brust faßte: das Leben kannst du mir nehmen; aber . . . —

Er konnte nicht vollenden. Der Kammerdiener fiel ihn an; die Bedienten stürzten herein, und überwältigten ihn. Er ward als ein Majestätsverbrecher gefesselt, und auf die Hauptwache geschleppt, mit dem strengen Befehle, daß niemand ihm ein Wort sagen, oder ihn anhören solle.

II.

Milly saß während dessen in einer Laube ihres Gärtchens, bey einem kleinen Mahle, das sie nicht eher anrühren mochte, als bis ihr geliebter Eduard zurückgekehrt wäre. Sie hatte mit unruhig klopfendem Herzen überlegt, ob sie ihm das Ansinnen des Guver-

nörs erzählen solle oder nicht. Aus Furcht, sein feuriges Ehrgefühl möchte ihn zu einer Übereilung hinreißen, und in der Hoffnung, ihre Antwort werde die ganze Sache geendet haben, hatte sie beschlossen, zu schweigen. Sie bemühte sich, alle Spuren des Verdrusses oder des Schreckens aus ihrem Gesichte zu verwischen, und trat eben zum achtenmal in die Hausthür — „Kommt mein Eduard noch nicht?“ —: da erschien der Kammerdiener mit einem Palankin. Sie erbebt bey seinem Anblicke. Er meldete ihr: der Lordgouvernör verlange sie zu sprechen; wenn sie sich nicht gutwillig hinbegeben wolle, habe er Befehl, Gewalt zu brauchen. Die Arme berief sich auf ihren Mann. „Der Bösewicht liegt schon in Ketten,“ war die harte Antwort. Sie sank ohnmächtig nieder und ward so in den Palankin gehoben. Selbst als man sie in das Cabinet des Lords hinauftrug, hatte sie noch nicht volle Besinnung wieder erlangt.

12.

Als sie sich endlich erholt hatte, fand sie sich auf einem Sofa, und sah den Lord neben

sich sitzen. Das trübe Feuer thierischer Begierde brannte in seinen Augen, die er auf ihren entblößten Busen heftete, indess er unruhig mit seiner Dose spielte.

Wo ist mein Mann? rief sie heftig, und wollte aufspringen. „Ruhig, schöne Frau!“ sagte der Lord, indem er einen Arm um sie schlang, sie zurückzog, und eine Liebkoscung versuchte. — Mein Mann! mein Mann! schrie sie, stiefs ihn gewaltsam zurück, und sprang wieder auf.

In rohen Seelen gränzen keine Empfindungen näher an einander, als Wollust und Grausamkeit; gereizte Begierde geht in ihnen sehr schnell in wilden Zorn über. Dein Mann, sagte Lord C**, liegt in Ketten, thörichtes Weib! Er hat Hand an mich gelegt, mich ermorden wollen. In einer Viertelstunde lass' ich ihn vor deinen Augen erschiessen, wenn du nicht sogleich, hier auf der Stelle, mein Verlangen befriedigst.

„Mein Mann! mein Mann!“ schrie Milly halb wahnsinnig, und versuchte die Thür zu öffnen, die verschlossen war. Lord C** zog seine Uhr aus der Tasche. Sieh! sagte er, indem er sie auf den Tisch legte; eine Viertelstunde hast du Bedenkzeit, dann

ist dein Mann ohne Rettung verloren. Mit diesen Worten öffnete er die Thür, schleuderte die unglückliche Frau, die ihm folgen wollte, zurück, und ging fort.

Milly jammerte und schrie; umsonst! Es stieg ein Gedanke in ihrer Seele auf; sie eilte an das Fenster. Da stand ihr Mann auf dem Hofe, mit gesenktem, von innerer Wuth entstelltem Gesichte; um ihn her Soldaten, die sich zum Anschlagen bereiteten. C** hatte sie durch diesen Anblick erschüttern wollen. — „Eduard! mein Eduard!“ rief Milly, und lag, indem er aufblickte, mit zerschmettertem Kopfe vor seinen Füßen. —

13.

— Rousseau war zu ** eben beschäftigt, die Ausbeute zu ordnen, die ihm eine botanische Excursion gewährt hatte. Er fühlte sich so glücklich in dieser Beschäftigung, bey der er die Bosheit seiner Feinde vergessen konnte! Die erhabensten Gedanken und Empfindungen knüpften sich in seinem Geiste an die Freude, ein seltnes Pflänzchen, oder ein solches gefunden zu haben, das irgend eine glückliche Jugendscene vor sein Ge-

dächtniß rief. Er pflegte dabey so heiter zu seyn; seine Phantasie schuf nur lachende Bilder, und sein Herz klopfte stärker bey der Erinnerung so mancher von ihm Geliebten, die schon der Rasen deckte. — Plötzlich geht die Thür auf, und, ohne angeklopft zu haben, tritt ein fremder Mann mit dem Hut auf dem Kopfe herein, geht auf ihn zu, und fragt mit Ungestüm in gebrochenem Französisch: Sind Sie Rousseau?

Rousseau erschrak, und alles Mißtrauen, an dem sein so oft, so schmerzhaft verwundetes Herz litt, erwachte. Er warf einen flüchtigen, aber genau prüfenden Blick auf den Fremden, dessen Äußeres höchst vernachlässiget, obgleich nicht ärmlich war: sein dunkles Haar hing ihm lang in den Nacken und über die Stirn herab; in seinen Blicken lag eine tiefe, finstre Melancholie. Seine Bewegungen waren leidenschaftlich lebhaft; alles an ihm schien zu rufen: sehet da einen Menschen, den das Schicksal bis zum Wahnsinn beugte!

Mit etwas zitternder Stimme antwortete der Genfer Weise: Ich heiße Rousseau, mein Herr.

„Sind Sie,“ fuhr der Fremde mit stei-

gender Heftigkeit fort, „sind Sie der Verfasser der Heloise und des Emil?“

Ja, mein Herr! sagte Rousseau, mit einer verzweifelnden Fassung, die sich auf das Ärgste bereitete; aber . . .

„So erbarmen Sie sich meiner!“ schrie der Fremde, und stürzte vor ihm aufs Knie, und hob die gefalteten Hände zu ihm empor. „Vor Richterstühlen und Thronen hab’ ich vergebens Gerechtigkeit gesucht. Sachwalter der Tugend, ich fodre von Dir, was mir die lasterhaften Menschen versagten: Gerechtigkeit, Rache an einem Bösewicht, der meine Gattin ermordet, und mich wahnsinnig gemacht hat!“ —

Rousseau’s Entsetzen und Mitleid, die ausbrechende Verzweiflung des Fremden, die Ermattung, in die er zuletzt sank — Nein wahrlich, ich versuche es nicht, diese Scene zu mahlen. —

14.

— „Meine Gattin, meine angebetete Milly, die mit zerschmettertem Kopfe vor mir auf dem Steinpflaster lag, war der letzte Gedanke, dessen ich mich entsinne. — Als ich

wieder zu mir kam, lag ich in einer elenden Hütte auf einem Binsenlager, und zwey Indier saßen neben mir. Sie sahen sich mit großen Augen an, als ich sie fragte, wo ich sey? Ich wollte mich aufrichten; doch ich fühlte mich kraftlos, und bemerkte, daß meine Arme gebunden waren. Ich fragte aufs neue; ihre Antwort war mir unverständlich, und ich sank wieder in die vorige Betäubung. Nach einiger Zeit fühlte ich, daß jemand meine Hand ergriff. Ich schlug die Augen auf. Ein Wundarzt, ein sehr edler Mann, und vormals mein einziger Freund, stand vor mir, und untersuchte meinen Puls. Wo bin ich, Sir? fragte ich; warum bin ich gebunden? Er bat mich, ruhig zu seyn, und befahl, mir die Banden abzunehmen. Aus den nächstfolgenden Tagen erinnere ich mich nur einzelner Stunden: allmählig kehrte aber bleibenderes Bewußtseyn zurück; und da ich mich ziemlich erholt zu haben schien, erfuhr ich denn — der sorgsame Menschenfreund glaubte mit Recht, alles, was ich ohnehin erfahren mußte, würde mich bey meiner gegenwärtigen Erschöpfung weniger erschüttern, als späterhin; — ich erfuhr: seit jenem schrecklichen Tage sey ein halbes

Jahr verflossen, während dessen ich bald in Raserey, bald in stumpfem Blödsinn gelegen habe; der Lord sey durch den Anblick der Leiche erschüttert worden; er habe sie in mein Landhaus zurücktragen, mich ihr nachführen, und den Wundarzt hinausschicken lassen. Milly sey am folgenden Tage begraben worden, und jedermann habe von dem Wahnsinnigen gesprochen, der den Lord ermorden wollen, und von seiner Frau, die sich zum Fenster hinausgestürzt, weil es ihr nicht gelungen sey, ihn loszubitten. In wenig Tagen habe man alles vergessen. Mein Amt sey einem Andern gegeben worden, und um mich habe sich sonst niemand bekümmert, als der edle Wundarzt. Dieser hatte von einem Bedienten den wahren Zusammenhang erfahren, mich in die Hütte gebracht, und unermüdet an meiner Heilung gearbeitet.“

15.

„Das Alles hörte ich mit dumpfer Fassung an. Ich selbst schien mir fremd, und meine Geschichte däuchte mir eine Fabel, die kaum meine Neugier reizte. Milly's Bild schwebte

meiner Seele nur dunkel und gleichgültig vor, und ich lebte in der armseligen Hütte unter meinen Indiern fast noch eine Woche lang, ohne daß mir einfiel, es solle eigentlich etwas um mich her anders seyn, als es wirklich war. Nur zuweilen, als sich die Kräfte meiner zerrütteten Maschine wiederfanden, schnitt die Erinnerung an einen Umstand aus meinem vorigen Leben, an einen Vorzug meiner ermordeten Gattin, an eine Liebkosung, die ich von ihr erhalten hatte, brennend durch meine Seele, und verursachte mir einen Schmerz, bey dem ich unwillkührlich aufschrie. Das war aber nur für einen Augenblick: nur ein Blitz, der in finsterner Mitternacht einen blutigen Leichenhügel sichtbar macht, und sogleich wieder erlischt. Ich sank immer wieder in meine wohlthätige Apathie.“

16.

„Indefs kamen diese hellen Augenblicke mit jedem Tage häufiger; und einst, da ich nach einem langen erquickenden Schlaf erwachte, folgten Blitze auf Blitze, und ließen immer einen andern Theil von jenem

grausenvollen Gemählde meiner Schicksale ins Licht treten, das nur mein Stumpfsinn mir bis jezt verschleiert hatte. In stummer Angst stand ich auf, wankte, die Hände ringend, aus der Hütte, und ging immer weiter und weiter, ohne Absicht und Wahrnehmung. Plötzlich stand ich vor einem Gebäude, das mir bekannt schien. Ich sah es an, rieb mir die Stirn, besann mich: — es war mein ehemaliges Landhaus.“

„Mit diesem Erkennen stürzte die ganze Last meines Elends auf meine Seele. Ich stieß ein fürchterliches Geschrey aus, warf mich auf den Boden, wühlte den Rasen mit meinen Händen auf: ich wollte mich durchwühlen, bis zu der Leiche meiner Milly.“

„In diesem Zustande fanden mich der Wundarzt und meine Wärter. Es kam ein neuer Anfall von Raserey; aber noch an demselben Tage verging er, und ich sank in eine verzweiflungsvolle Stille, in der ich über Mord brütete.“

17.

„Eines Tages, als mein Wohlthäter mich lange getröstet hatte, und voll Zufriedenheit über die Fassung, mit der ich ihm antwortete, eben fortgehen wollte, riß ich ihn noch an der Thüre zurück, fiel vor ihm nieder, und flehte ihn an, mir einen Dolch oder irgend ein Gewehr zu geben, das ich dem Bösewicht oder mir selbst ins Herz stoßen könnte.“

„Er sagte mir, Lord C** sey schon vor zwey Monaten nach Europa zurückgekehrt. Das beruhigte mich plötzlich. Die Idee, ihm zu folgen, die Gesetze gegen ihn aufzurufen, ihn auf dem Schafotte büßen zu sehn, bemächtigte sich meiner ganzen Seele. Jetzt dachte ich sogar daran, meine zerrütteten Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der Menschenfreund, der mein Leben rettete, hatte auch für mein geringes Vermögen gesorgt, und verschaffte mir sogar die Auszahlung meines rückständigen Gehaltes. Mit diesem und dem Wenigen, was ich aus dem Verkauf meiner Sachen lösete, ging ich auf das erste Schiff, das nach Europa segelte.“

„Als ich zu meinem Retter kam, um Ab-

schied von ihm zu nehmen, schloß er mich weinend in seine Arme, liefs mich los, sah mich starr an, und umarmte mich aufs neue. Er schien mit einem wichtigen Entschlusse zu ringen. „Ich begehe vielleicht eine entsetzliche Thorheit,“ sagte er; „aber ich kann mich nicht entschliessen, einen solchen Raub an Ihnen zu verüben. Hier, Unglücklicher! dies Heiligthum gehört Dir!“ — Er gab mir ein großes Glas in die Hand, umarmte mich noch einmal, und führte mich an die Thür. Es war, — schrie Jackson, und schlug sich mit der geballten Faust an die Stirn — es war Milly's Herz! —“

18.

Es dauerte lange, ehe Jackson im Stande war, fortzufahren, oder Rousseau, zu hören.

Gleich bey seiner Ankunft in London hatte er eine Klage erheben wollen. Die Rechtsgelehrten, die er um Rath fragte, zeigten ihm, daß er nichts ausrichten würde. Wo waren die Beweise, die er geben, die Zeugen, die er aufstellen mußte? Ja, welches war die strafbare Handlung, die der Lord begangen hatte? Welches Gesetz verbietet,

einem Ehemann Vorschläge zu thun? Jacksons Gefangennehmung war die Folge seines gewaltthätigen Angriffs auf den Lord. Milly hatte sich selbst getödtet.

Jackson ging zu den Ministern; er warf sich dem Könige zu Füßen. Ohne Richterspruch konnten sie ja in dem damals noch so glücklichen England keine Strafe verhängen; — und hätten sie es vermocht: welche durften sie sich nur versucht fühlen, dem Sieger bey Plassey aufzulegen: dem Eroberer dreyer Reiche, der erst vor kurzer Zeit mit Sieg und Ruhm aus einem andern Welttheile zurückgekehrt war, und auf die glänzendsten Belohnungen Anspruch machte? ihm, den selbst das Parlament späterhin, als er wegen Erpressungen angeklagt wurde, ohne Untersuchung mit der Erklärung entliefs: „er habe dem Staate grofse Dienste geleistet!“ Man wies Jackson, als einen halb Wahnsinnigen, überall mit Unwillen zurück.

Er war auf dem Wege, völlig wahnsinnig zu werden; und hätte vielleicht einen Meuchelmord begangen, wenn sich sein Oheim nicht seiner angenommen, und ihn gezwungen hätte, zur Zerstreung eine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien

zu machen. Überall begleitete ihn seine Reliquie und das Jammerbild seines Geschickes. Er kam in die Gegend von Rousseau's Wohnorte; der Name des grossen Mannes erreichte ihn. — Er fiel bey Endigung seiner Geschichte aufs neue mit dem Jammerruf: „Gerechtigkeit! Rache!“ vor ihm nieder.

19.

Rousseau sah ihn tief erschüttert eine Weile an. Endlich sagte er langsam und leise: „Ich bin ein armer, kranker, unglücklicher Mann, ohne Freunde und Verbindungen. Meine Zeitgenossen verkennen, hassen, verfolgen mich. Was kann ich für Sie thun? — Ich will,“ setzte er mit blitzenden Augen und heftiger Stimme hinzu, „ein Brandmahl auf die Stirn des Bösewichts drücken, zu dem die Tyrannen aller künftigen Zeitalter mit Grauen empor sehen sollen!“

Jackson gab ihm seine Adresse. Als Rousseau vierzehn Tage später an ihn schrieb, um die nähere Bestimmung eines Umstandes zu erfahren, meldete ihm sein Correspondent zurück: Man wisse nichts weiter von einem Jackson, als dafs man in der Aar

einen Leichnam gefunden habe, auf dessen Brust ein verwaschenes Gemälde mit der Unterschrift „Milly Jackson“ gewesen sey. — Das Elend des Armen hatte geendet. —

20.

Rousseau hatte Jacksons Geschichte mit der rührendsten Gewalt der Beredsamkeit niedergeschrieben, als eine Bedenklichkeit bey ihm aufstieg. Ihm schien ihre Wahrheit nicht zweifelhaft: der Wahnsinn des Unglücklichen selbst, war das furchtbarste Document; — aber bey einem Angriffe, der einen hochgefeyerten Helden zum verabscheuungswürdigen Bösewicht herabsetzen sollte, würde die Welt mit Recht andre Beweise, als die Aussage eines melancholischen Selbstmörders, gefodert haben. — Er legte die Erzählung zu den Papieren, die erst nach seinem Tode erscheinen sollten.

Sie hatte schon Jahre gelegen, als er erfuhr, daß Lord C** zu Montpellier sey. Auch Lady Howard, dieselbe Freundin, in deren Haus Rousseau Annetten wider die Stürme des Schicksals barg, war dort. Er schickte ihr eine Copie seiner Schrift. „Ein Unge-

heuer, das den Namen Mensch entehrt,“ schrieb er in einem beyliegenden Briefe, „wagt es, die Luft zu verpesten, in der Sie athmen. Senden Sie dem Lord C** die beyliegende Schrift, und deuten Sie ihm an, daß er sogleich Montpellier, daß er Frankreich verlassen solle, oder daß ich ihn ohne Verzug dem Abscheu der Welt übergeben werde, den er verdient.“

Dieser Schritt hatte Folgen, die Jacksons Aussage rechtfertigten. Lord C** kehrte sogleich nach England zurück, und versuchte noch einige Zeit, durch Ausschweifungen der gröbsten und der feinsten Art, die Furien des Gewissens zu verscheuchen, die ihn überall mit geschwungener Geißel verfolgten. Er fand kein Mittel dazu, als selbst zu thun, was eigentlich der Blutrichter hätte thun sollen. Wahrscheinlich standen Milly's und Jacksons Geister in dem Augenblicke vor ihm, da er das Pistol abdrückte, das sein Gehirn zerschmetterte.

Der Getröstete.

Ein Märchen.

Voll Verzweiflung stürzte Ibrahim aus seinem Hause, in welchem die schöne Gulpeneh, seine geliebte Gattin, mit dem Tode rang. „Erbarmen, großer Prophet, schrie er, Erbarmen mit deinem treuesten Anhänger! Lehre mich den geschicktesten Arzt finden! Ich werde wahnsinnig, wenn Gulpeneh stirbt.“ Mahomet muß eben bey sehr gutmüthiger Laune gewesen seyn, denn indem Ibrahim so sprach, fiel ihm — ein Ring auf die Nase. Er fing ihn auf, er steckte ihn an den Finger, und eine vernehmliche Stimme sprach, nicht zu den

Ohren seines Körpers, sondern zu seiner Seele: „So lange du den Ring trägst, wird dir nichts Verstecktes verborgen bleiben, wird dir auch das Unkörperliche sichtbar seyn.“ Was kümmerte das Ibrahim? Voll Angst und Wehmuth eilte er fort zu dem berühmtesten Arzte Bagdads. Welch Entsetzen! So wie er in die Gasse desselben trat, sah er ein großes Gewimmel von grauen Geistern, die ihm zurück winkten, — zurück! Ibrahim erkannte die Seelen zweyer seiner Freunde unter ihnen, die der weise Abu Mira in der Kur gehabt, und verstand nun freylich wohl, was das Winken bedeute. Voll Bestürzung wendete er sich zu der Wohnung eines andern Arztes, aber auch vor dieser warnte eine obwohl kleinere Heerschaar von Geistern, so wie vor der Thüre des dritten, vierten, — zwanzigsten Arztes, und zwar, je größer die Zahl der Warnenden, desto berühmter der Mann, — denn desto mehr Erben priesen ihn. Endlich entdeckt Ibrahim eine Hausthür, an der nur ein Seelchen,

ein einziges ganz kleines, auf der Schwelle steht und warnt. Entzückt stürmt er hinein, wirft sich vor dem Besitzer fast auf die Kniee und ruft: Erhabner Weiser, der Ruhm deiner Gelehrsamkeit und deiner Wunderkuren — „du beschämst mich, antwortet der noch sehr junge Arzt mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit; mein Ruhm kann noch nicht sehr bedeutend seyn; ich hab' erst heute Morgen den Doktorhut erhalten, und nur noch einen einzigen Patienten gehabt, den Säugling meiner Schwester.“ — Ibrahim wankte muthlos, ohne Arzt und ohne Hoffnung nach Hause. „Wie unsicher ist der Besitz aller Seligkeiten dieses Lebens!“ seufzt er, indem er die Schlafzimmerthüre seiner noch immer mit dem Tode ringenden Gulpeneh öffnet. Da nun aber der Ring die Eigenschaft hatte, alles Verborgene zu offenbaren, und zu den in diesem Zimmer verborgenen Dingen auch ein Liebhaber gehörte, den die schöne Gulpeneh hereingelassen hatte, so bald ihr Gatte entfernt war,

so — fuhr Ibrahim in seiner Betrachtung fort, wie folget: — „Doch giebt es unter den Gütern dieser Erde auch sehr wenige, die es verdienen, daß man ängstlich darnach hasche, wenn sie uns entfallen wollen.“ —

Männerstolz vor Fürstenthronen.

(Geschrieben im Jahr 1799.)

Ministerials von Fürstenthümern

(Geschrieben im Jahr 1799)

„Wiegt Mann den Mann im Felde auf, warum nicht auch im Cabinette? warum nicht überall?“ fragt Yorik. Das ist eine eitle, müßige Frage! „Weil sie nicht gleich sind. Sie sind es nicht einmal im Felde.“ Wichtiger wäre wohl die Frage: Warum unterliegt so oft der Stärkere dem Schwächeren? Warum spielt — um meinem Gegenstande mit einem Schritte nahe zu treten — der Mann von Kopf, dem Manne von Würden, der nichts weiter ist, gegenüber, oft eine so untergeordnete Rolle? Laßt es uns nur gestehen! Tyrannen despotisiren, nicht weil sie stark, sondern weil die Unterdrückten feige sind. Rang und Reichthum imponiren, nicht weil sie etwas Erhabnes, nein, weil die Ranglosen und Unbegüterten lüstern sind. —

Teutsche Gelehrte! Warum man immer noch so wenig auf eure Meinung giebt? warum die Wissenschaften noch an so man-

chen Höfen nur als Modenspielwerk, und, die sie üben, als lustige Räthe betrachtet werden, oder doch als unterthänige Diener, die ein Wink erhebt oder vernichtet? — Ja, wenn euch nicht nach sinnlosen Titeln gelüstete, und nach Pensionen! — „Aber man muß doch leben!“ — Glaubt ihr im Ernste, daß man eurer entbehren könne? vorausgesetzt, daß ihr wirklichen Werth habt. — Das Amt, das euch erhält, giebt euch, wer eurer bedarf: daran laßt euch genügen, und habt euch selbst nicht feil für Babiolen und Überfluß. — Es ist mit den Männern von Talent, wie mit den Weibern: die sich anbietet, dient; nur die sich suchen läßt, wird geachtet.

Beyspiele von festem Selbstgefühl, von Uneigennützigkeit und Muth, verfehlen nie ihre Wirkung; sie sind aber nicht so häufig, daß die Mittheilung der folgenden Anekdote überflüssig wäre. —

Engel, — Teutschland verehrt ihn mit Recht, wegen seines Scharfsinnes und Witzes, der Klarheit und correkten Eleganz seines Styls, seiner Gelehrsamkeit und seines geraden Charakters, — hatte vor einigen und dreyßig Jahren eben angefangen; durch seine

ersten Schriften großes Aufsehen zu machen, als er von Leipzig aus eine Reise nach Gotha machte.

Der damalige Herzog Ernst, der wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, lud ihn an seinen Hof, und fand bald so großes Wohlgefallen an dem feinen, witzigen Kopfe, daß er ihn täglich sehen wollte, und ihm völlig freien, selbst unangemeldeten Zutritt erlaubte. Es versteht sich, daß Minister und Höflinge wetteifernd das Beyspiel ihres Durchlauchtigen Herrn befolgten.

Diese Behandlung, die Stadt selbst, ihre Lage, und ihr für die damalige Zeit sehr gutes Theater, bewogen unsern Reisenden, seinen Besuch auf mehrere Wochen auszu dehnen. — Den Directeur des Theaters kannte er schon seit längerer Zeit, und schätzte ihn, als einen rechtschaffenen, bescheidenen Mann: er nahm also aufrichtig Theil daran, als sich dieser durch die geringe Einnahme gezwungen sah, einen andern Aufenthalt zu suchen. Er versprach ihm sogar, ihm bey den Ministern des Dresdner Hofes, die er persönlich kannte, ein Privilegium zu bewirken, doch mit der Bedingung, daß der Herzog in die Entfernung der

Gesellschaft willige. Der Directeur fragte an; Engel selber that es, und Beide erhielten mündlich die freundliche Antwort: Se. Durchlaucht hätten nichts dawider, daß Seiler mit seiner Gesellschaft einen vortheilhaften Ort suchte, und wünschten ihm Glück. Wohlgemuth reiseten Beide nach Dresden, und kamen in vierzehn Tagen mit dem gewünschten Privilegium zurück. Wie erstaunten sie aber, als man ihnen gleich bey ihrer Ankunft die Nachricht brachte, der Fürst habe alle vorzüglichern Glieder der Gesellschaft für seine Rechnung engagirt, um ein Hoftheater zu bilden.

Seiler sah sich durch diese Mafsregel, bey der damals grofsen Seltenheit leidlicher Schauspieler, an den Bettelstab gebracht, und wankte betäubt umher, ohne Muth, nur eine Vorstellung zu wagen. Nicht so Engel. Er lehnte ohne Umschweife alle Einladungen ab, an den Hof zu kommen, sprach laut und heftig über die Treulosigkeit, mit der man seinen Freund behandelt habe, und setzte jedem Höflinge, der ihm in den Weg kam, die begangene Ungerechtigkeit so nachdrücklich, aber zugleich in so vorsichtig gewählten Ausdrücken, aus einander, daß

seine Worte mit ihrem ganzen Gewichte aufhielen, ohne Injurie zu werden.

Man kann denken, daß alles dem Herzog sehr vergrößert hinterbracht wurde: aber was sollte er thun? Engel aus der Stadt verweisen, oder ihn gar arretiren lassen? Das erlaubte die Humanität des Herzogs nicht. — „Und was würde das Publikum dazu sagen?“ dachten die Höflinge. Ihm sein Urtheil abkaufen? Wenn der Unbiegsame nur nicht gleich nach jenem Vorgange alle Unterhandlungen über einen Posten, den man ihm antrug, abgebrochen hätte! — Man schickte mehrere Hofbeamten nach einander an ihn ab, um ihn zu besänftigen: jeder kehrte mit einer energischeren Erklärung zurück; und wenn er gleich pflichtmässigst seinem Herrn nicht vorenthielt, was diesem zugefallen war, so verschwieg er doch sorgfältig die eigene Ausbeute seiner Sendung.

Der Herzog war außer sich, vorzüglich als er hörte, Engel bereite sich zur Abreise, um nun in Leipzig, dachte er, das Publikum zum Richter zu machen, und das Aufsehen zu erregen, welches er so sehr fürchtete. Sein erster Minister, ein alter, schlauköpfiger Geschäftsmann, sprach ihm Muth

ein, und übernahm es, Engel entweder zu gewinnen, oder zu überzeugen, oder — zu schrecken. Es erging eine äußerst verbindliche Einladung an ihn, sich bey dem Herrn von Z** einzufinden. Hier ist ihre Unterredung, wie mein verehrter Freund selbst sie mir erzählt hat.

Herr v. Z. (mit einer herablassenden Miene, als Engel hereintritt) „Ich freue mich außerordentlich, Herr Magister, Sie wiederzusehn. Verzeihen Sie, daß ich Sie nicht stehend empfangen; aber Sie wissen ja — (indem er auf den Pelzsack deutete, worin seine podagrischen Füße steckten) Haben Sie doch die Gewogenheit, einen Stuhl zu nehmen.“

Engel setzte sich. Nach den ersten unbedeutenden Reden fuhr der Minister fort:

„Sie sind ein talentvoller, vortrefflicher Mann. Se. Durchlaucht schätzen Sie aufrichtig, und wir Alle, der ganze Hof thut es. Sie können dem Herzog einen Dienst leisten, für den er Ihnen sehr verbunden seyn wird.“

Engel. Se. Durchlaucht haben mir so viele Beweise Ihrer Gnade gegeben, daß mir jede Gelegenheit, meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, sehr willkommen seyn muß.

Herr v. Z. „Sie sind ein edler Mann. Aber stellen Sie sich nur vor, da ist der Directeur Seiler: der Mensch soll ein gewaltiges Geschrey darüber machen, daß Illustrissimus sich eine eigene Hoftruppe halten wollen. Ist der Kerl wahnsinnig?“

Engel. Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich Ihnen widerspreche. Seiler ist ein sehr furchtsamer, stiller Mann: er weint wohl über sein Unglück; aber er klagt nicht einmal laut.

Herr v. Z. „Ich sage Ihnen, ich weiß es gewiß: der Mensch schimpft und tobt.

Engel. Ich bedaure, Sie falsch benachrichtigt zu sehn. Ich spreche ihn täglich, und kann ihm das Zeugniß geben, daß er nie ein heftiges Wort über die Sache gesagt hat.

Herr v. Z. „Ich sage Ihnen noch einmal: es ist gewiß, ganz gewiß! Er schimpft und schäumt. (Stolz) Man könnte ihm wohl leicht den Mund stopfen; aber Se. Durchlaucht wollen nun einmal nicht Strenge brauchen. (Sanft) Sie sind sein Freund: bedeuten Sie ihn doch, daß er schweige, und lehren Sie ihn, daß Se. Durchlaucht thun können, was Sie wollen.“

Engel. Ob ich gleich Seiler nie schimpfen hörte, so will ich Ihrem Befehle doch gehorchen, und ihm rathen, es nicht zu thun. Die zweyte Hälfte Ihres Auftrages muß ich mir aber verbitten. Die Meinung Ihrer Excellenz über diesen Punkt ist nicht die meinige.

Herr v. Z. „Was? Glauben Sie, daß es Sr. Durchlaucht nicht freystehe, sich eine eigne Komödiantentruppe zu halten?“

Engel. Davon kann nicht die Frage seyn. Wären Sie oder ich reich genug dazu, so könnten wir es auch. Nur das steht Sr. Durchlaucht nicht frey, Seilers Truppe zu engagiren, da sie ihm gehört, und da der Herzog versprochen hatte, sie gehen zu lassen.

Herr v. Z. „Und was sollte Se. Durchlaucht abhalten, Ihr Wort zurückzunehmen?“

Engel. Ein Reichsgesetz zwar nicht; aber das Gesetz der Moral.

Herr v. Z. (Lauernd) „Wie? Glauben Sie, daß Se. Durchlaucht unmoralisch handeln?“

Engel. Nein; denn ich bin überzeugt, daß Sie bey besserem Bedenken dem armen

Seiler seine Truppe, von der er lebt, wiedergeben werden.

Herr v. Z. „Das glaub' ich nicht.“

Engel. So thut es mir leid, daß Sie weniger gut von Ihrem Herrn denken, als ich. Ich halte den Herzog für einen sehr moralischen Mann.

Herr v. Z. (Etwas betroffen, aber mit einem listigen Blick) „Was nennen Sie moralisch?“

Engel. Es giebt, nach meinen Begriffen, drey Stufen in der Moralität. Die erste ist Gerechtigkeit, und besteht darin, daß man vorsetzlich niemanden raubt, was ihm gehört. Nur ein niedriger Verleumder könnte einen Zweifel erregen wollen, daß Se. Durchlaucht immer auf dieser Stufe standen. Sie hätten Seilers Truppe gewiß nicht engagirt, wenn Sie sie für das, was sie ist, für das Eigenthum des Mannes, ansähen. Die zweyte ist Billigkeit, und besteht darin, daß man selbst erregte Erwartungen befriedigt, und Andern auch das nicht nimmt, was man allenfalls mit einigem Rechte glaubt nehmen zu können, vorzüglich, wenn sie dabey zu Grunde gehen müßten. Diese Stufe werden Se. Durchlaucht gewiß schon von selbst besteigen, besonders wenn Sie sich Ihres Ver-

sprechens erinnern. Die dritte Stufe ist Großmuth. Ein so edler Fürst wird auch von dieser nicht zurückbleiben, Ich bin überzeugt, Se. Durchlaucht werden, — sollte es auch (lächelnd) erst auf die Vorstellungen Ew. Excellenz geschehen, den armen Seiler bey seiner Abreise durch ein Geschenk für die gehabte Angst entschädigen.

Herr v. Z. (Glühend vor Ärger) „Wer giebt Ihnen das Recht, so zu sprechen?“

Engel. Sie, Herr Geheimer Rath; denn Sie fragten mich,

Herr v. Z. (Nach einer Pause, hämisch, und mit dem vornehmsten Tone) „Was meinen Sie, Herr Magister, soll ich Sr. Durchlaucht das alles so wieder erzählen, was Sie da gesagt haben?“

Engel. (Steht lebhaft auf, und geht an den Tisch des Ministers) Ich halte Se. Durchlaucht für einen edeln und aufgeklärten Fürsten, der Verstand und Stärke genug besitzt, wohlgemeinte Wahrheiten ohne Zorn zu hören, und dem, der sie sagte, Dank dafür zu wissen, Irrte ich mich nicht, so wird es mich freuen, wenn Sie Sr. Durchlaucht unser Gespräch mittheilen; glauben Sie aber, daß ich mich irre, so bitte ich Sie, es nicht zu thun.

Herr v. Z. (Verwirrt) „O, ganz gewiß! Se. Durchlaucht sind ein weiser und großmüthiger Herr! Sie haben nichts zu fürchten.“

Engel. Das glaube ich auch, und so empfehle ich mich Ihnen gehorsamst.

Am folgenden Tage wartete Engel dem Fürsten auf, um Abschied zu nehmen. Er wurde mit ernster Verschlossenheit empfangen und entlassen. Am nächstfolgenden Tage aber ward die ganze Schauspielergesellschaft auf das Schloß beschieden, und, bis auf Ekhof, ihres Wortes entbunden. Der gerettete Seiler ging fröhlich mit ihr nach Dresden ab.

Der Vorgang macht unstreitig dem edeln Engel sehr viel Ehre, aber gewiß dem damals noch jungen Fürsten nicht weniger. Wohl dem Lande, dessen Beherrscher Einsicht und Ehrgefühl genug hat, die Stimme des öffentlichen Rufes zu achten, Weisheit genug, auch die kühn gesagte Wahrheit nicht zu verkennen, und so warme Liebe zu

Gerechtigkeit, daß er ihr ohne Bedenken
seine Lieblingswünsche aufopfert! Wohl dem
Fürsten, der, wenn er im Begriff ist zu
fehlen, auf einen so muthigen und recht-
schaffenen Mann stößt, wie sich Engel hier
und überall zeigte.

Der
Arzt auf dem Balle.

Eine Nessel

Art and the Bible

Eliza Nease

Ermüdet vom Tanzen, warf sich ein junger Mann auf einem Balle in einen leerstehenden Sessel. Zufällig hatte den nächsten ein ehrbarer Greis, ein eifriger Lobredner der Vorzeit, eingenommen. Bald entspann sich ein Gespräch zwischen ihnen. — „Es ist doch unausstehlich, sagte der Greis, zu welcher Schamlosigkeit die gegenwärtige leichte Mode unsre jungen Mädchen und Weiber verführt. Sehn sie einmal die durchsichtigen Gewänder: fast bleibt kein Geheimniß mehr für den glücklichen Bräutigam oder Gatten zu entschleyern übrig. Sollten die jungen Weiberchen von der Frechheit, allen alles zu verrathen, wohl sehr weit bis zu dem Laster haben, vielen alles zu überlassen?“ Sie sehen zu finster! erwiederte der Jüngling. Nur das Verbotene beleidigt die Sitten, und nur das Bewußtseyn ein Gesetz überschritten

zu haben, macht die Weiber leichtfertig. Das allgemein Gebräuchliche machen sie mit, ohne etwas Übels dabey zu denken, folglich ohne Nachtheil ihrer Tugend. In der Turkey handelt ein Frauenzimmer schon unzüchtig und schamlos, wenn sie nur ihr Gesicht sehen läßt; in Sparta tanzten die unschuldigen Mädchen auf freyem Markt in zerschlitzen Gewändern, die vorsätzlich darnach eingerichtet waren, alle ihre Reize zu verrathen; und doch waren die Sitten nirgends züchtiger, als in dem alten Lazedämon. Aber wie kommen wir hier zu diesem ernsthaften Gespräch? Sehen Sie den Saal hinunter! Giebt es einen entzückendern Anblick, als dieses Gewimmel von Graziengestalten, mit zwar verschleyerten, aber verrathenen Umrissen! Denken Sie sich dagegen alle diese reizenden Göttinnen der Freude in lange, dichte Stoffkleider mit handdicken Falten, vergraben, — denken Sie sich einen Ballsaal aus Ihrer Jugend mit Gestalten gefüllt, in denen ein Wust von übergehängten Gewändern, kaum noch eine menschliche, geschweige eine schöne Bildung vermuthen liefs, und gestehen Sie offen, ob er nicht ein Grabgewölbe voll verummter Gespen-

ster war? — wenn wir ihn mit dem vergleichen, der vor unsern Blicken so bezaubernd glänzt.

Was mich betrifft, sagte ein Arzt, der sich zu ihnen gefunden hatte, sehr ernsthaft, mir scheint die verrätherische Tracht der Weiber so heilsam und nützlich für das allgemeine Wohl, daß sie von Seiten der Polizey anbefohlen werden sollte, wenn sie nicht ohnehin schon herrschte. Wer jetzt mit einer kranken, oder doch zur Krankheit prädisponirten Braut betrogen wird, hat sich es selbst zuzuschreiben. Mit ein wenig Physiologie und Anatomie, kann man auf so einem Balle eine förmliche Gesundheitsrevüe anstellen. Zum Beyspiel — (eben ging ein schlankes, reizendes Mädchen vorüber,) der Hals und die Schultern dieses jungen Frauenzimmers verrathen alle mögliche Anlagen zur Hektik. Es müßte mit einem Wunder zugehn, wenn sie sie nicht im ersten Wochenbette bekäme: — also: *gare le coeur!* oder vielmehr *la main!* — Die Art, wie jene schmachtende Blondine den Kopf trägt, und — — deutet auf chronische Krankheiten der verdrießlichsten Art. — Auf diese Weise fuhr er fort zu deuteln, und hatte

schon sechsmahl aus verschiedenen Ursachen
sein „gare la main!“ wiederholt, als ein
siebentes Mädchen mit blitzenden, braunen
Augen und vollen Wangen, lächelnd und mit
dem Finger drohend auf ihn zukam. „Diese
aber, fuhr er fort, ist kerngesund; um diese
siebente würde ich jeden meiner Freunde
dringend anrathen zu werben, — wäre sie
nicht meine eigne Braut!“ — Er sprang
auf, und bewies seine Angabe durch einen
innigen Kuss.

Herder und Engel.

Herbert E. P. G. I.

(Gedruckt im Freimüthigen 1804 bey Gelegenheit zweyer Bildnisse. Das Portrait Herders, von dem hier gesprochen wird, ist von Bury gemalt, und von C. Müller gestochen. Es verbindet Kunstwerth, mit dem Verdienst der sprechendsten Ähnlichkeit. Das Bildniß Engels ist von Weitsch gemalt, und von Freidhoff geschabt. Auch dieses Blatt hat schöne künstlerische Vollendung, und ist sprechend treu.)

— Ja, so sah er aus, der unsterbliche Herder, der menschenfreundliche Weise, der eben so viel Genialität des Herzens, als des Geistes besaß! Diese männlich-schönen Züge waren es, die durch ihren hohen Adel, durch ihre imponirende, und doch zugleich liebevoll-gewinnende Würde, die Erhabenheit, die Kraft, und die unerschöpfliche Güte seiner Seele verkündeten. Zu diesen Zügen sah man mit freudiger Verehrung auf, wenn er in den kleinen Gesellschaftszirkel

trat, der sich oft in seinem Hause versammelte. Mit welcher leichten, frohen Unbefangenheit gab er sich jeder Wendung hin, welche die Unterhaltung nahm! Und welchen großen Charakter wußte er ihr gleichwohl zu verleihen, durch die Blitze des Genies, die er mitten im Scherzen und Lachen versendete. Nie verließ man seinen Zirkel, ohne Geist und Herz erweitert, veredelt zu fühlen, und mit Enthusiasmus an die gemeinsamen Stunden zurück zu denken.

An diesen Zügen wird aber auch in der Folgezeit jeder Deutsche mit Bewunderung hangen, der es weiß, der im Stande ist, es ganz zu fassen, was Herder seiner Nation war. Wie mannigfaltige Fächer des menschlichen Wissens umfaßte sein Riesengeist! Und jedes, mit dem er sich beschäftigte, erleuchtete sein Blick; für jedes stellte er neue Ansichten auf, in jedem machte er wichtige Entdeckungen. Der Dichter und der Philosoph, der Alterthums- und der Seelenforscher, der Theolog und der Politiker, wie der Sprachgrübler und der Kunstrichter, lernten aus seinen Schriften für die erhabensten

Zwecke ihres Geschäftes, lernten es höher ehren, es edler üben. Denn von ihm galt in vollem Maasse, was Pope von Homer sagt: „Was sein Blick bestrahlte, ward Gold.“ Wie viel von dem, was in den letzten dreißig Jahren der Stolz unserer Literatur ward, ist Frucht der Saat, die er, der rüstige Säemann, streute, der rasch und unverdrossen durch alle Fächer des Wissens und der Kunst hinwandelte. Hundert leuchtende Flammen, die in andern Geistern aufblitzten und wohlthätig leuchteten und wärmten, gingen aus den Funken auf, die Herder hinein geworfen hatte. —

Um Herders Bildniß zu einem ästhetisch-schönen Kunstwerk zu machen, hatte der Künstler nicht nöthig, es zu idealisiren. Er durfte nur treu seyn: denn die Gesichtszüge Herders entsprechen der Erhabenheit und GröÙe seines Geistes.

— Einen eben so lebhaften Eindruck, obwohl ganz verschiedner Art, macht Engels Portrait. Der scharfblickende, witzige und geschmackvolle Philosoph und Redner,

sitzt auf einem Lehnstuhl, und lächelt den Beschauer mit jener geistvollen Miene an, die beym ersten Blick den Charakter seiner Unterhaltung verkündigte. Durch ihren Reiz fesselte der Hagestolz noch in seinem Alter oft junge und flüchtige Weiber an seinen Lehnstuhl, verscheuchte von der Stirne seiner Freunde in wenig Minuten jede Wolke des Unmuths, — und aus ihrem Geist die eingewurzeltesten Vorurtheile.

Engel besafs nicht Herders Genie, aber einen kräftigen, sonnenhellen Verstand, und glänzende Rednertalente. Er hat eigentlich nicht, wie Herder, das Gebiet des Wissens erweitert, aber er hat es mit Glück und hohem Verdienst kultivirt. Er hat nicht neue Wahrheiten entdeckt, aber sehr viel verkannte in ihr wahres Licht gesetzt und sie so vorgetragen, dafs sie, indem er nur nach Evidenz für sie zu streben schien, den einnehmendsten Reiz gewannen. Er war nächst Lessing unstreitig der scharfsinnigste Kunst-richter, den Deutschland hervorgebracht hat, und vielleicht hätte er seinen Freund übertroffen, wenn er je die Kritik mit so viel

Eifer geübt hätte, als jener. Seine Mimik ist längst und mit unstreitigem Recht als ein klassisches Werk anerkannt worden, und seinem Lorenz Stark — dem Romane, mit welchem dieser Philosoph beynah im sechszigsten Jahre, seine schriftstellerische Laufbahn schloß, — gebührt in jeder Rücksicht dieselbe Benennung. Seine Lobrede auf Friedrich den Zweyten ist hochberühmt, und sein Philosoph für die Welt und sein Fürstenspiegel enthalten Aufsätze von hinreißender Beredsamkeit; auch möchte er wohl überhaupt der vollendeteste Meister der Deutschen Prosa seiner Zeit gewesen seyn.

Im persönlichen Umgange gewann er zuerst durch seinen Witz. Eine Menge seiner treffenden Einfälle sind durch tausendfaches Nacherzählen und durch den Druck verbreitet, und manches seiner Bonsmots ist fast zum Sprichwort geworden. Bey näherer Bekanntschaft aber lernte man bald seinen Charakter noch viel höher schätzen, als das Glänzende und die nie zu störende Gegenwart seines Geistes. Was er für recht und wahr erkannt hatte, dessen Rechtmäßigkeit

und Wahrheit hätte er, wenn es nothwendig gewesen wäre, auch mit seinem Tode besiegelt. Er sah mit derselben unbefangenen, muthigen Miene in das zürnende Auge eines Großen, der sein Schicksal in der Gewalt hatte, mit welcher er dem Kleinen, Schwachen, Hülfbedürftigen die Hand reichte, um ihn aufzurichten. Seine Freunde konnten daher mit eben der Bestimmtheit — und oft viel sicherer, — auf ihn rechnen, als auf sich selbst.

Herders Genie war ein Adler, der der Sonne entgegenstürmte, den aber sein Weg dabey zuweilen durch Wolken trug. Engel hingegen — ein Beobachter, der auf der Erde hinwandelnd, den Stand des großen Weltkörpers berechnet, und den Flug des Adlers dazu, dem aber Flügel fehlen, sich wie der Adler, in die höhern Lüfte zu erheben.

Merkwürdig ist es, daß diese beiden ausgezeichneten Männer einander als Schriftsteller nie gewogen waren. Engel sprach immer von Herder mit sehr warmer Hochachtung, aber als ich ihm einst ein neu erschienenenes

Werk desselben zu senden versprach: „Nein,“ rief er aus; Herder ist Ossians majestätischer Geist von Loch, der in Nebeln dahinzieht. Ich mag ihn nicht beschwören: ich brauche Sonnenschein. Erzählen Sie mir das Vortreffliche, das gewiß in dem Buche steht.“ — Herder wiederum erwies, wenn man von Engel zu ihm redete, ihm eben so volle Gerechtigkeit: „doch, sagte er einmal zu mir, lesen mag ich ihn nicht. Recht hat er immer; aber ich weiß bey der dritten Seite schon, was er auf der zwanzigsten schön und bündig beweisen wird. Mir ist es nur um die Wahrheit zu thun; ich kann sie nicht schnell und nackt genug erhalten, und Engel giebt sie durchaus nicht eher heraus, als bis er ihr ein Kopfzeug aufgesetzt hat.“

So mußten sie einander wohl beurtheilen. Denn Herdern wurden die Wahrheiten von seinem Genie, ohne Grübeln, gleichsam offenbart; daher stellte er sie auf, wie sie ihm erschienen waren, in üppig-poetischen, zuweilen dunkeln Bildern, und zwar immer nur Resultate, ohne die Schlüsse die zu denselben führen. Engel

hingegen bemeisterte sich ihrer durch Anstrengung seines Verstandes, durch scharfsinniges Nachdenken: daher führte er auch den Leser den Weg, den er selbst gegangen war, gab ihm die ganze Leiter von Schlussfolgen, und liefs ihn dieselbe an seiner Hand hinanklimmen. Damit derselbe aber nicht dabey ermüde, bot er alle Kunst der Beredsamkeit auf, ertheilte auch wohl den Resultaten, um sie angenehmer zu machen, die Form eines witzigen Einfalls. — Persönlich kannten Herder und Engel sich nicht,

Auch Ich war in Arkadien!

Eine Reminiscenz.

Vixi!

(Geschrieben im Jahr 1800.)

Auch ich war in Alhadien!

Eine Tarnung

(Geschrieben im Jahr 1800.)

„Aber was nützt ihr Dichter denn mit euren ewigen Idealen?“ sagte Erlau mit einiger Heftigkeit. (Rohrbach hatte ihm lachend Spöttereien über die unendlichen Förmlichkeiten der Juristen gesagt.) „Ihr stellt moralische Riesenbilder auf, die so hoch über die Menschheit hinausragen: — wenn man nur zu ihnen hinaufsehen will, schmerzt schon der Nacken. Wozu? Wer kann sie erreichen?“

Sie vergessen Lessings Ausspruch, erwiderte Rohrbach: das Streben nach gewissen Gütern sey allein schon ein großes Gut, sollten jene auch nie ganz erreicht werden können.

„Mit Erlaubniß, das Gut, von dem Lessing sprach, ist die Wahrheit. Eure romantischen Ungeheuer sind aber gar kein Gut. Auch die besten sind so unnatürlich und übertrieben, daß es der sicherste Weg wäre, sich lächerlich zu machen, wenn man sie nachahmen wollte. Der Vernünftige betrachtet sie wie Phantasiegebilde, an deren bunten Farben man sich ergötzt, ohne eine weitere Anwendung von ihnen zu machen; wie

Armidens Feenschloß, oder wie jenes arka-
dische Schlaraffenleben, das ihr Dichter ein-
ander immer so unaufhörlich nachpreiset.
Existirte es jemals, so wußten die ungebilde-
ten Menschen, die es genossen, es nicht zu
schätzen; und bey gebildeten Völkern hebt
die Cultur seine Möglichkeit auf.“ —

Ich wünschte nur eine Gelegenheit, dem
Gespräche eine andere Wendung zu geben.
Der Ernst in Erlau's Äußerungen machte mei-
nem guten Rohrbach, der selbst ein leicht ex-
altirter Dichter ist, schlimmes Spiel, und ich
liebe den wohlmeinenden Schwärmer zu sehr,
als daß mich seine Verlegenheit nicht ge-
schmerzt haben sollte. Ich sagte also: — Dank
sey meinem Genius, der mir eingab, es zu
sagen! — :

„Ihr Gleichniß ist nicht passend, lieber
Erlau. Das ländliche Glück der Unschuld ist
nicht so unnatürlich, daß man es geradezu für
eine Chimäre erklären dürfte, ohne allen Ver-
such, ob sich nicht wenigstens ein Theil des-
selben auch von cultivirten Menschen realisi-
ren ließe. Eine Gesellschaft von Freunden,
die sich verbände, einige Tage bloß in der
Natur zu leben, könnte uns den besten Auf-
schluß darüber gewähren.“

„Vortrefflich!“ rief Lindenhayn, der bis jetzt noch kein Wort gesagt hatte. „Was hält uns ab, sogleich selbst den Versuch zu machen? Mein Gütchen, zwey Meilen von hier, hat eine schöne, einsame Lage und reizende Partien umher. Ich werde Sorge tragen, daß alles angeschafft wird, was zum angenehmen Schäferleben gehört. Damit wir keine Zeit verlieren, wollen wir sogleich hingehn und unsere Schäferinnen einladen. Morgen Abend fahren wir hinaus.“

„Ich muß wohl zurückbleiben,“ sagte Rohrbach traurig. „Ihr Glücklichen habt geliebte Freundinnen, die euch eine solche Bitte gern gewähren, und es mit Anstand thun können. Aber ich — Und daß ich ein grämlicher Zeuge eures Glückes seyn soll, werdet ihr nicht verlangen.“

„Um Ihrer Freunde willen,“ erwiederte Lindenhayn lachend, „müssen Sie sich entschliessen, einmal mit einer Gleichgültigen schön zu thun. Ich werde meine Schwester unter dem Vorwande mitnehmen, daß sie die Wirthin machen soll. Es versteht sich, daß wir Schäfer keiner bedürfen.“

Rohrbach erröthete. Schon lange liebte der junge Dichter die reizende Wilhelmine;

aber die sechszehnjährige Schöne war noch zu unbefangener Unschuld, um darauf zu achten. Sie ahnete kaum, was seine Seufzer und sein Händedruck meinten.

Wir kehrten zur Gesellschaft zurück, um unsre Gebieterinnen in das Geheimniß zu ziehn. Theone hörte Erlau sehr aufmerksam an, und nickte ihm dann mit ruhiger Grazie ihre Einwilligung zu. Die sanfte Rosalie that einige furchtsame Fragen, ehe sie mir erröthend ihr „Ja!“ lispelte. „Wann reisen wir ab?“ rief die lebhaftete Henriette, als sie Lindenhayns Vorschlag hörte. Wilhelmine, die Rohrbach in der Entfernung zagend beobachtete, warf ihrem Bruder eine Rose ins Gesicht, und hüpfte ans Clavier, einen Walzer zu tändeln.

Ich behaupte kühnlich: die guten Mädchen erwarteten den folgenden Tag so sehnsuchtsvoll, als wir. Um vier Uhr Nachmittags fuhren wir ab, dem städtischen Anstande gemäß, unsre Schönen in Einem Wagen, und wir in dem andern. Wie lang schien uns der Weg, obgleich jeden Augenblick ein Paar Köpfe zu den Fenstern herausnickten, liebkosende Neckereyen zu rufen!

Lindenhayns Pachter empfing uns mit der

Anzeige, daß alles bereit sey. Kaum hatten wir uns erholt, so öffnete Lindenhayn ein Cabinet, und zeigte den Frauenzimmern auf einem Tische vier vollständige Hirtinnenkleidungen. Sie schrieen laut auf, alles so geschmackvoll zu finden. „Das ist für mich!“ rief Wilhelmine, und eignete sich ein weißes Gewand mit rosenfarbenen Bändern zu. Rosalie nahm ein himmelblau und weiß gestreiftes Kleid; Theone ein pfirsichfarbenes mit weißem Mieder; und Henriette versuchte ein strohgelbes zu ihrem braunen Haare.

Im anstossenden Cabinette waren vier Schäfermasken für uns. Wir hatten unsre Toilette bald vollendet, und klopfen dann an die benachbarte Thür, unsre Dienste anzubieten. „Fort!“ rief Wilhelmine, die eben noch ihr Knieband knüpfte. Ihre Freundinnen waren weniger strenge: wir lärmten herein. Der glückliche Erlau durfte das Schnüren des weißen Mieders vollenden. Lindenhayn steckte einen Blumenstrauß an einen hochwallenden Busen, und gewann dabey einen leichten Schlag auf die frevelnden Lippen. Rosalie erlaubte mir, ihre sonnengelben Locken zu ordnen, und den zierlichen Strohhut zu rücken. Nur Wilhelmine war allein. Sie bemerkte es

erröthend, und zugleich, daß der schüchterne Rohrbach müßig da stand. Als er sich zögernd näherte, ward ihm vergönnt, die rothen Bänder zu knüpfen, welche die Ärmel über den Elbogen von zwey vollen, weissen Armen befestigen sollten. — Zwar versuchten die Schönen mitunter, Änderungen im Schäfercostüme zu machen; doch, eifersüchtig auf unsere Rechte, litten wir es durchaus nicht.

Erst als wir nun vor das Haus hinaus-
hüpften, bemerkten sie ganz, wie schlaugewählt die Tracht war, zu der wir sie überlistet hatten. Bey jedem Schritt enthüllten sie ein schönes Bein; alle ihre Reize waren bedeckt, und alle verrathen. Verschämte Verlegenheit zürnte einige Augenblicke auf ihren schönen Wangen; doch wir ließen ihnen keine Zeit zu Betrachtungen. Wir sind im Lande der Unschuld! jauchzten wir, und führten sie triumphirend in das Thal, das uns für einen glücklichen Tag Tempe seyn sollte.

Hier, am Ufer eines murmelnden Flüsschens, fanden wir große Haufen grüner Zweige geschichtet. Wir stießen Stangen in die Erde, und flochten Zweige zu einer Laube umher: eine errichteten wir für die geliebten Mädchen; eine für uns.

Ich winde einen Kranz! rief Henriette, und tanzte hin, Blumen zu suchen. Die andern folgten ihr, und zerstreueten sich im Thale. Wir glaubten die Grazien in Amathunt geschäftig zu sehn. Oft hielten wir inne, um ihnen mit frohem Seufzen nachzublicken: aber dann ermunterten wir einander wieder zur Arbeit, und eilten, um bald bey ihnen zu seyn.

Eben hatten wir vollendet, als sie Arm in Arm zurückkehrten. „Her zu mir, Damötas!“ rief Henriette. Lindenhayn knieete vor ihr hin, und sie drückte ihm ihren Kranz um die Schläfe. Erlau und ich, wir beteten vor unsern Göttinnen an, und erhielten dieselbe Gunst. Wilhelmine spielte verlegen mit ihrem Kranze; heimlich that sie einen Seitenblick auf Rohrbach. Er bemerkte ihn; und so unentschlossen er da gestanden hatte, sank er dennoch vor ihr nieder. Sie setzte ihm den Kranz schief auf; denn, indem sie es that, hüpfte sie schon wieder davon.

Wir standen auf; jeder umarmte seine Geliebte, und jeder rief: „So eign' ich dich zu meiner Schäferin!“ Nur Rohrbach sah sich traurig um; denn — wie furchtsam macht oft die wahre Liebe! — er wagte es nicht, seine schon fern von ihm gaukelnde Geliebte

zu verfolgen. Wir haschten die flüchtige Spröde mit lautem Gelächter, und in Henriettens Armen mußte sie, trotz ihrem Sträuben, dem blöden Schäfer den Kuß auf ihren Lippen gestatten. Er raubte zwey: doch die Worte der Weihe zu sprechen, getraut' er sich nicht.

„Du böser Bruder!“ rief Wilhelmine, als wäre sie zornig, und entführte Lindenhayns Kranz. „Das bringt Rohrbach noch einen Kuß!“ rief er, und wir verfolgten sie. Neues Getümmel! Ihre Gespielinnen kamen ihr zu Hülfe. Wilhelmine wollte im Fliehn ihre wehenden Gewänder dem Winde entziehen, sah hinter sich, stolperte, und fiel — in Rohrbachs Arm, der mit Entzücken die verordnete Strafe vollzog.

Jetzt traten die Mädchen in den Eingang ihrer Laube. „Vortreffliche Hauswirthe, ihr!“ sagte Rosalie. „Drey Wände und ein Dach, aber kein Hausgeräth; nicht einmal eine Schütte Stroh oder Heu zum Lager!“ Wir eilten fort auf die nahe Wiese, wo frisch gemähetes Gras in langen Schwaden lag, und trugen große Lasten duftender Kräuter herbey. Hoch schwoll das Lager auf, das die schönen Glieder unserer Geliebten umfassen sollte. Sie hatten indess einen Teppich vor dem Eingange de

Laube befestigt, und weiße Tücher über das Lager ausgebreitet. „Nun bereiten wir auch das eurige!“ sagte Theone; und, so sehr wir auch widersprachen, begleiteten die Mädchen uns dennoch auf die Wiese. Lange vor ihnen legten wir unsere Lasten in der Laube ab, und eilten ihnen entgegen. Als sie so schwer beladen einher gingen, liebkos'ten wir ihnen. Sie wollten sich wehren: da lag ihre blumige Schütte weit verstreuet, und wir jagten uns lärmend auf ihr herum.

Feyerlich ehrbaren Schrittes wandelte jezt die Pächterin mit ihren Mägden daher. Jede trug eine Schüssel, geronnene Milch, frisch gepflückte Früchte, leckere Forellen und Schoten. Die Götter Arkadiens mögen es verzeihen! auch eine kalte Pastete ward aus der reinlichen Serviette hervorgethan, und vier Flaschen duftenden Steinweins und perlenden Champagner begleiteten sie. Er selbst, der ehrenfeste Pächter, trug die Flaschen; der wackre Alte kannte den Werth des Göttergetränkes zu gut, um es andern Händen anzuvertrauen. Manches volle Glas belohnte ihn.

Alle mußten sich zu uns lagern. Der freudige Scherz lachte so fessellos und gewinnend um den Maulwurfshügel, der unsre Schüs-

seln trug, dafs selbst die braune Mieke anfang, von ihrem Töffel zu erzählen.

Bald hüpfen wir wieder auf. Lindenhayn setzte sich auf einen Baumstrunk nieder, stützte die Elbogen aufs Knie, und breitete die gefalteten Hände flach vor sich hin. Henriette knieete vor ihm; sie legte das Gesicht in seine Hände, und hielt ihre zierliche Rechte empor. Theone klappte sanft hinein. „Rosalie!“ rief sie; und wir jauchzten: „Gefehlt!“ Sie hob die Linke. Wilhelmine schlich herbey, spreizte die kleinen Finger weit aus einander, damit sie eine Männerhand schiene, und that einen weitschallenden Schlag. Aber Lindenhayn hatte mitleidig die Finger geöffnet, und Henriette errieth. Sie setzte sich jezt, und Wilhelmine knieete. Als sie das Händchen hob, drückte ihm Rohrbach den zärtlichsten Kufs auf. Das Herz der Schönen verrieth ihr den Thäter, und voll Verlegenheit rief sie: „Henriette!“ Wie lachten wir Alle! „So war es Rohrbach!“ sagte Wilhelmine mit verstelltem Unwillen.

Jezt sollt' er sein Gesicht in ihrem Schoofs verbergen. Ob er wohl die Fassung gehabt hätte, oft fehl zu rathen? — Aber „zum Tanz!“ rief Wilhelmine, freudig, eine Aus-

flucht gefunden zu haben. Wir gaben ihr fröhlichen Beifall; denn von einem benachbarten Hügel tönten zwey Hirtenflöten ins Thal. Die Jünglinge mußten näher kommen, und einen Tanz spielen, wie das Dorf ihn gern hört. Wir hüpfen und walzten dazu im Mondenschein, bis dichtere Nebel den Wiesen entstiegen. Dann führten wir die lieblichen Mädchen zu ihrer Laube, sagten zärtlich „gute Nacht!“ und hörten sie noch lange scherzen und lachen, ehe wir in die unsrige schlüpfen.

Welch ein Morgen folgte dieser Nacht! Noch stand die Morgenröthe am Himmel, als wir erwachten, und vor die Laube der Mädchen schlichen. „Ob sie noch schlafen?“ Wir lüften die Ecke des Teppichs. In reizender Unordnung lagen sie da, und ein süßer Morgentraum schien auf jeder schönen Wange zu brennen. Züchtig ließen wir den Teppich sinken, suchten auf der Wiese jeder einen frischen Blumenstraufs, kehrten zurück, und stimmten ein sanftes ländliches Morgenlied an. Bald riefen die Mädchen uns mit Schäfernamen zu; und noch hinter dem Teppich beschlossen sie gebieterisch: Erlau sollte Damon, und Rohrbach Thyrsis heißen. Lindenhayn blieb Damötas; aber — Palämon wird

mir ewig der schönste Name scheinen: die sanfte Rosalie gab ihn mir.

.. Frisch, wie eben aufgeblühete Rosen, gingen die Mädchen aus der Laube hervor, noch mit flatterndem Haare. Sie tauchten die weissen Arme in den Bach, und nezten die vollen Wangen, indess wir das Frühstück anordneten. Unter einer dichtschantenden Eiche lagerten wir uns. Alle Mädchen waren reizender als je, indem sie ihre Träume erzählten, erröthend über das, was sie verschwiegen; alle Schäfer waren zärtlicher.

Arm in Arm wandelten wir durch den Erlenbusch am Ufer des Baches hin. Wir gelangten auf eine Wiese, wo Mäherinnen und Mäher rüstig ihre Schwaden wendeten. „Wer rafft am schnellsten den Schober? ihr Männer oder wir?“ sagte Rosalie scherzend. Wir ließen uns die Wette gefallen, und nahmen den Arbeitern die Rechen aus der Hand. Schon näherte unser Schober sich der vollendenden Spitze, und der ihrige reichte ihnen noch kaum über das Knie. Auf einmal stürmten die losen Mädchen herbey, schlugen ihre Rechen in unsern Schober, und zerrten ihn mit lautem Gelächter weit aus einander. Halt! riefen wir; halt! und warfen die Rechen hin,

die Bosheit zu strafen. Da flatterten sie, leicht wie Oreaden, vor uns her durch die Windungen des Thals davon. Erst auf dem Abhange des Hügels, den sie hinaufflohn, erreichten wir sie.

Auf seinem Gipfel stand eine Hütte, und vor ihr eine Stadt von Bienenstöcken. Wir schlichen uns vorsichtig um die Hütte herum, und bewunderten lange die rastlose Emsigkeit, mit der die kleinen Vögelchen zu den Ästen der blühenden Linden empor, und wieder zu ihrer Wohnung zurück summten. Ihr Eigenthümer bemerkte uns; und mit der redlichen Gastfreundlichkeit des Dörfers bracht' er uns in einer reinlichen Schale Waben zum Geschenk, die er erst am vorigen Abende ge-seidelt hatte. Frohlockend nahmen die Mädchen das schöne Geschenk in Empfang; aber eine Biene, angezogen vom Honiggeruche, verfolgte uns. Zornig summt sie lange um uns her: plötzlich haftete sie auf Henriettens Busentuch, und krümmte eifrig den Leib, den doppelten Flor zu durchstechen. Henriette stiefs ein Geschrey aus. Sie rifs in Angst das Tuch vom Nacken, und schleuderte es weit von sich. Wir alle sahen den schönen Hals, die weissen Schultern entblöfst. Die Mädchen

errötheten; eifersüchtig aber erröthete auch Lindenhayn. Er warf seinen Kranz um den blendenden Hals, ehe er hinsprang, das Tuch von dem erzürnten Insekte zu säubern.

„O, laß sie leben!“ rief Wilhelmine. Lindenhayn schlug das Tuch aus einander, und die undankbare Biene flog ihrer Retterin in das Haar. Auf Wilhelminens ängstliches Geschrey nahm Rohrbach sie aus den Locken: sie stach ihn in die Hand. „Armer Mann!“ sagte das Mädchen gerührt. Sie selbst zog den Stachel aus der Wunde, hauchte die gestochene Stelle an, und, so heimlich sie es auch that, bemerkten wir doch alle, daß zwey niedliche Finger die Hand drückten, die Wilhelmine mit frischer Erde rieb. Der Glückliche!

Kaum hatten wir das leckere Mahl in unsre Laube geborgen, so schwamm ein breiter Kahn hinter dem Hügel hervor. Grünende Birkenäste bogen sich über ihm zu einem Schirmdache zusammen, und zwey Bursche lenkten ihn herbey. Wir stiegen hinein. Erlau ergriff das Steuer, und ich die Ruder. Wie selig war ich! So oft ich mich im Rudern vorwärts beugte, näherten sich meine Lippen Rosaliens Knieen, und sie that, als bemerke sie nicht, daß ich zuweilen einen leichten Kuß auf sie wagte.

Wir fuhren das Flöschchen hinan, Es bildet eine Insel, und in ihrer Mitte ein rund umschattetes Becken. Welch ein Badeplatz! flüsterte Henriette Theonen in's Ohr. Der Boden ist sicher, sagte Lindenhayn. Wir setzten die Mädchen auf der Insel ab, und ruderten hundert Schritte weiter, in eine andere buschige Krümmung des Flusses. Noch ehe wir in's Wasser sprangen, hörten wir schon die Mädchen plätschern und lachen. Wir riefen ihnen zu; unserer Ehrfurcht gewiß, antworteten sie. Im Vertrauen: jeder von uns erröthete vor Bildern der Phantasie, die er nicht zu gestehen wagte. Erst als die Mädchen uns riefen, stießen wir ab zu ihnen. Wie reizend waren sie in ihren zerstörten Gewändern!

Langsam trugen die kleinen Wellen den Kahn zurück. Wir ließen die Ruder ruhen, und jeder schmiegte sich zu seiner Schönen in den Schatten. Wir erzählten abwechselnd, und die Mädchen sangen, indess der Bach uns wiegte.

Rohrbach nahm seine Laute, die den sinnigen Dichter fast nie verläßt. Er that einige wilde, schwärmerische Griffe, und begann:

Wohin ich blicke, seh' ich dich! Dein Bild-
niss lacht
Aus jeder Wolke mit Aurorens Pracht.
Es schwebt vor mir das Blüthenthal ent-
lang;
Es winkt im Hayn von jeder Rasenbank.

Dein Seufzen fächelt in der Frühlingsluft,
Dein Athem labt mich in der Rose Duft!
Und wenn ich schlummre, rauschet mich
der Bach
Aus einem Traum von dir, mit deinem Na-
men wach! —

Er hatte, indem er es melodisch sprach,
seinen zärtlichen Blick fast nicht von Wil-
helminen verwendet; und das reizende Mäd-
chen, roth wie der anbrechende Morgen,
wagte es zwar nicht, die langen Wimper
aufzuschlagen: doch Mißvergnügen verrieth
ihre schöne Verlegenheit nicht.

Hoch und brennend stand die Sonne im
Mittage, als wir bey unsern Lauben landeten.
Wir eilten mit dem Mahl, um nach dem er-
müdenden Bade zur Sieste zu kommen.

Ein Paar Stunden waren wir schon über
den Mittag hinaus, und wir schlummerten
noch: da flogen uns einige Handvoll Blumen
gerad' ins Gesicht. Wir sprangen auf: ihr
Lachen verrieth uns die losen Mädchen bald
im nahen Erlengebüsche.

Wilhelmine schlug vor, im Walde Beeren zu lesen. Sie ging an Rohrbachs Arm vor- auf. Bey jedem ablenkenden Fußpfade verschwand eins der folgenden Paare hinter ihr, und als sie an einer Stelle, wo urväterliche Buchen sich in einem Halbzirkel zu einander hinüber lehnten, ihren Gespielen ihre Freude darüber mittheilen wollte, bemerkte sie mit bangem Erröthen, daß sie mit Rohrbach allein war. — Ihr Nymphen des Waldes zu Buchenthal! sahet ihr je vier so glückliche Paare in eurem Schatten gelagert?

Wie schnell flossen uns die seligen Stunden hin! Die Abenddämmerung würde uns hier überrascht haben, wenn uns nicht ein dichter Sturzregen und ein weitrollendes Gewitter verscheuchet hätte. Wir flohen nach Hause, und fanden uns in der Stube des Pächters zusammen, indess der Regen schon niedergofs. Neckend untersuchten wir das Gefundene. Alle Hüte waren leer; nur Wilhelmine hatte einige halbreife Beeren beysammen. Dafür sah sie verstört aus, und ihre Heiterkeit hatte sich in ernstes Sinnen verwandelt. Auf Rohrbachs Gesicht glänzte verklärte Freude. Im ersten einsamen Augenblick entdeckt' er Lindenhayn, er habe das

holde Mädchen um Liebe gefleht: — sie habe gewähret.

Eben rollten unsre Wagen in den Hof. Zufrieden, aber nicht gesättigt von dem genossenen Glücke, kehrten wir in die Stadt zurück. Der Himmel hatte sich wieder aufgehellt; jeder Baum, jeder Strauch duftete Wohlgeruch, und die Lerchen wirbelten der sinkenden Sonne ihr Lebewohl zu.

Wir hatten einen glücklichen Tag verlebt: aber der folgende Monat gab uns einen noch glücklicheren. — Als er in diesem Sommer wiedergekehrt war, fuhren wir noch einmal nach Buchenthal hinaus, ihn zu begehen: doch keine geliebten Mädchen begleiteten uns mehr. Jede war eine zärtliche Gattin geworden. Auch ward nicht wieder im Mondenscheine getanzt; es hätte ihren Säuglingen schaden können. —

Wir errichteten den Waldgöttern und der Freude einen Rasenaltar; wir pflanzten vier Rosenstöcke hinauf, und gelobten uns Hand in Hand ewige Freundschaft, und lange, lange Liebe.

Jonas und Eudoxia.

Eine wahre Geschichte.

1011

Die wahre Geschichte

Werfen wir einen überschauenden Blick auf die Geschichte der Nationen, so scheint es, als sey die Natur in gewissen Perioden freygebiger als sonst, an ausgezeichneten Charakteren, an Menschen von einer gewissen furchtbaren Energie der Seele gewesen. Das ist indess nur eine Täuschung. Die Natur weicht nie von ihrem durch ewig unabänderliche Gesetze bestimmten Gange ab: doch viele Millionen Menschen jeder Generation sterben, ohne dafs sie zur Hälfte die Energie entwickelt haben, deren sie fähig sind. Erst wenn ein allgemeines, hohes Interesse ein Volk entflammt, lernt es sich selbst und seine Kraft ganz kennen, — und nicht in Rücksicht auf den öffentlichen Gegenstand allein, der sie in Aufruhr bringt, werden die Menschen dann verwandelt. Die Gluth, die dieser in ihrer Brust entzündete, schlägt ihre Flammenwogen auch über jeden andern hin. In den Herzen der theilnehmenden Zeitgenossen einer wichtigen Umwälzung, wird jeder sonst ruhige Hang, stürmende Begierde; jede Neigung zur Leidenschaft; jede Leidenschaft zur Wuth. Die ganze Generation des aufbrausen-

den Volks, — oft auch seiner Nachbarn, — scheint zu einer höhern, mächtigern Gattung von Wesen hinaufgezogen, deren Anblick aber mehr Schrecken, als Freude gewährt.

Glücklicher Weise ist die Geschichte nicht reich an solchen Perioden; aber auch die wenigen, die sie aufzählt, sind nicht hinlänglich beobachtet worden. Folgender Zug aus jener Zeit, da der Islamismus zuerst über die Grenzen Arabiens hervorbrach, mag beweisen, daß auch damals die allgemeine Exaltation Begebenheiten veranlaßte, deren Erfindung einem Dichter den Vorwurf unnatürlicher Übertreibung zuziehen würde.

Jonas, ein reicher und vornehmer Jüngling zu Damaskus, war eben mit der schönen Eudoxia, aus einer der angesehensten Familien verlobt, als Abu Omeidah und Caled, „das Schwert Gottes,“ im zwölften Jahr der Hegira (634 n. Ch. G.) die Stadt mit einem Heer von Gläubigen des Korans einschloß. Der Fanatismus der belagernden Moslemim erregte gleiche Wuth bey den belagerten Christen, und indess man sich mit der glühendsten Erbitterung vor den Thoren für die Religion schlug, hielten die Eltern Eudoxiens es nicht für anständig, das Hochzeit-

fest der Tochter begehen zu lassen. Vergebens fleheten die Liebenden lange, endlich entschlossen sie sich zur Flucht. Die Wache eines Thores wurde bestochen; sie entflohen in der Dunkelheit der Nacht, doch kaum hatten sie eine kleine Strecke zurückgelegt, als sich schon Jonas, der vorausgegangen war, von einem Haufen Sarazenen umringt sah. Er rief der Geliebten das verabredete Warnungswort zu: „Der Vogel ist gefangen!“ Sie floh zitternd in die Stadt zurück, indess man ihn fortschleppte.

Den bekriegten Völkern ließen die Kalifen die Wahl zwischen dem Koran und einem Tribut; den einzelnen Gefangenen zwischen der Beschneidung und dem Tode. Nur eine Leidenschaft füllte die Seele des liebenden Jünglings; um sich Eudoxien zu erhalten, verstand er sich dazu, seiner Religion zu entsagen, und damit ihm die Geliebte desto gewisser bleibe, bestrebte er sich, seinen neuen Glaubensgenossen die ausgezeichnetesten Dienste zu leisten.

In der Nacht nach dem siebenzigsten Tage der Belagerung, sandten die Einwohner der Stadt eine Deputation an Abu Omeidah, und erboten sich zur Übergabe. Er gestand ihnen

eine gelinde Kapitulation zu, aber indess der Mildgesinnte durch das eine Thor der Stadt einzog, überrumpelte der wilde Caled das entgegengesetzte, und füllte das ganze Quartier desselben mit Mord und Brand. Er erstaunte, als er mitten in der Stadt auf seinen Mitfeldherrn stieß, dessen Truppen die fliehenden Christen freundlich in Schutz nahmen. Nur nach einem sehr lebhaften Streite gelang es Abu Omcidah, Caled zur Beobachtung der Kapitulation zu bewegen, aber „das Schwert Gottes“ schwur, nur drey Tage sollten die Einwohner Raum zur Flucht haben; am vierten werd' er sie wieder feindlich behandeln.

Jonas war indess in das Kloster geeilt, in das Eudoxia, wie er wußte, sich begeben hatte. Er sieht sie, er fliegt mit Ungestüm in ihre Umarmung: doch sie, von seiner Glaubensveränderung unterrichtet, stößt ihn mit andächtigem Widerwillen zurück. Er fleht, er zürnt, er wüthet: alles ist vergeblich. Sie würdigt ihn keiner andern Antwort, als der Erklärung, sie sey entschlossen, mit ihrer Familie Damaskus zu verlassen. Er eilt zu seinem Feldherrn und beschwört ihn, Eudoxia zurück zu halten;

doch Caled, eben so rechtschaffen als wild, schlägt es ab, die Kapitulation zu verletzen, und Jonas sieht Eudoxia mit den übrigen Auswandern abziehen.

Seine Liebe wird Raserey. Er dringt in Caled, die Fliehenden zu verfolgen, so bald die zugestandnen drey Tage verflossen sind, und verbürgt sich für die Möglichkeit, für die Gewifsheit, sie einzuholen. Caled zieht mit viertausend Kriegern aus, und Jonas wird ihr Wegweiser.

Sie setzen mehrere Tage, funfzig Meilen weit in das feindliche Gebiet, die Verfolgung fort, fast ohne sich länger Zeit zum Ausruhen zu nehmen, als sie brauchen, ihr Gebet zu verrichten. Oft sinkt ihr Muth unter den drückenden Beschwerden, aber Jonas muntert sie auf durch den Reichthum der gehofften Beute, durch Vorwürfe, durch Bitten. Aus feiger Politik hatte der Griechische Kaiser Heraklius den Flüchtlingen befehlen lassen, sich keiner Stadt zu nähern, sondern gerade an die Seeküste zu ziehen: daher gelingt es den Arabern endlich, sie in einem Thale unter Zelten gelagert, aufzufinden. Sofort stürzen sie auf die Unglücklichen herab, die, muthlos und fast unbewaffnet,

wenig im Stande sind, sich zu vertheidigen. Es entsteht ein allgemeines Gemetzel. Einen Mann und die Tochter des Kaisers ausgenommen, wird alles niedergehauen.

Jonas indess, während des Gefechtes, stürmt von Zelt zu Zelt, um Eudoxia zu suchen. Er findet sie, er umfaßt sie mit Gluth, aber sie, deren Liebe sich jezt in gerechten Abscheu verwandelt hat, sie zuckt, indem sie sich in seinen Armen sträubt, einen Dolch und stößt sich ihn durchs Herz. Starr und sinnlos vor Entsetzen, läßt er die Geliebte, um deren Besitz er zum Ungeheuer herabsank, als Leiche aus seinen Armen gleiten.

Hier verläßt die Geschichte ihn. Es thut wohl, zu glauben, daß sein Geist nie widergekehret sey.

„I c h s a h —“.

Gestern sah' ich — Noch klopft mein Herz stärker, vor Freude und Mitleid! — Ich sah, was dem theilnehmenden Gefühle so wohl thut; — zwey Glückliche. Was sie beglückte? Welche Frage! Hat das arme Leben ein anderes Glück zu bieten, als — Liebe?

In einem Garten, geschmückt mit allen Blüthen des Frühlings, denen einen Balsamhauch zu verathmen gewährt ward, wölben sich Jasmin und Geisblatt zu einer stillen, dichten, verschwiegenen Laube. Neben ihr murmelte eine leise Quelle ihr nie endendes Geschwätz hin, und eine Nachtigall saß ihr gegenüber im Akaziengebüsch. Der Mondstrahl drang romantisch dreist durch die Blätterwände der Laube, und verrieth zwey Liebende: beide jung, beide schön

und von jenem Zauber des Ausdrucks verherrlicht, der in den trunkenen Blicken, in jeder verklärten Miene gesteht: der Augenblick der höchsten Wonne sey gekommen, der Augenblick, der jeden Wunsch zu erfüllen verheißt. Mit sehnend - geöffneten Lippen, mit stralenden Augen kniete der Jüngling und breitete die Arme der Thür entgegen. Schüchterne Sehnsucht im Blicke, mit hochgeschwelletem Busen, schwebte ein reizendes Mädchen über die Schwelle. In reichem Gusse floß ihr geringeltes Haar über den blendenden Hals, die zierlichen Schultern hinab; indess die eine Hand das flatternde Gewand züchtig noch ordnete, strebte die andre schon dem Lieblinge entgegen. — Schon ist ihr kleiner Fuß zum letzten Schritte gehoben, der sie an die Brust des Schmachtenden sinken läßt, — ein Augenblick noch, — und er wird nie geschehen dieser Schritt! Der letzte Augenblick ihrer Sehnsucht, ist eine nie endende Ewigkeit! Nimmer werden die Arme des Jünglings den nymphenhaften Körper der Geliebten umschlingen; nie werden die Lippen der Glühenden sich berühren! Ewig vergebliches Sehnen im schönsten Momente, ist ihr unabänderliches

Loos, das keine Gottheit zu wenden vermag; — denn — ach! — Ich sah einen schäumenden Waldstrom hoch vom Gebirge niedertoben in ein verödetes Thal, in das er einen See gegossen hatte. Die Trümmer zerstörter Dörfer schwammen im See; große Felsstücke und entwurzelte Stämme warf der Strom zu ihnen jähem Sturzes hinab. Jetzt — jetzt rifs seine aufbrausende Woge ein wankendes Kind fort, das längs dem Ufer floh, und rollt es hinweg den Trümmern entgegen, an denen es zerschellen muß. Verzweiflung in jeder Miene, Wahnsinn im Blick, mit wildwehendem Haar, den Mund weitgeöffnet zum Angstschrey, den ihre geschwellte, gespannte Brust — nie versenden wird, stürzt die Mutter sich nach vom Gestade, den Liebling zu retten, oder mit ihm unterzugehen. Schreckliches Geschick! Sie erreicht ihn nie! Ewig wird sie ihn von den Wellen verschlingen sehen; ewig im fürchterlichen Sprunge stürzen! Im weiten Raum der ganzen, unermesslichen Zukunft erscheint nimmer der Augenblick, der ihre folternde Verzweiflung lindert, oder endet: denn — ach! —

Malerey! Wie beschränkt ist deine Macht, und doch wie furchtbar! Unter dem Pinsel gefriert der Strom der Zeit. Eine Welle sehn wir lebendig in ihm empor sich heben, und — sie verrinnet nie, wird nie von einer folgenden überholt. Der Gefühlvolle, dem die Phantasie den Anblick belebt, steht vor dem fest gebannten Momente, vergißt die Kunst über ihren Gegenstand, und ängstiget und sehnet sich ab, und findet keine Erleichterung, als den Blick zu wenden, und zu vergessen. —

Merkel, Garlieb Helwig,

G. Merkel's sämtliche Schriften

Bd.: 1

Leipzig [u.a.] (1808)

P.o.germ. 929 z-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114719-3